

Das Werk



Christnacht.

Holzschnitt von Josef Madlener.

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XV. Jahrg.

Düsseldorf



Dezember 1935

Heft 12

Das Werk

Monatschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“
XV. Jahrg. Düsseldorf, Dezember 1935 Heft 12

Ruf in die Zeit.

Darum soll, wer heute die Kraft in sich fühlt, emporzuragen über den Durchschnitt der Menschen, seine Seele frei halten von dem unmännlichen Gefühle der Verbitterung und Verkennung und sich fest stützen auf den freudigen Glauben edler Geister, auf den Glauben an die Unsterblichkeit nicht des Namens, sondern der Idee.

Heinrich von Treitschke

(Historische und politische Aufsätze III — 1870).

Heimkehr von einer Weihnachtsfeier.

Eine Erinnerung von Hans Friedrich Blunck.

Ich komme von der Weihnachtsfeier eines auslandsdeutschen Kreises und fühle mich so sehr ergriffen; ich weiß mir kaum zu erklären, was in mich gefahren ist. Wer erinnert sich nicht einer jener zitternden Augenblicke der Jugend, wo ein gewandelter Schmerz, eine unerwartete winzige Freude, die Entdeckung einer unbekanntem Blume, der Blick eines Mädchens uns in ein Schwingen versetzen konnten, wie es später nur noch in seltenen Stunden über uns kam. So sehr — und ich weiß keinen anderen Vergleich — hat mich heute die Nacht ergriffen, die das Wort, die ein Lied über alle Grenzen hinaus besitzt.

Was ist denn eigentlich gewesen? Gewiß, es tröstet uns, mit Deutschen von weither zusammen zu sein. Das Reich schwindet seit dreihundert Jahren im Westen, im Süden und im Osten; wir leiden zudem seit fünfzehn Jahren bis ins Herz unter der Befleckung unseres Namens, unter Demütigungen ohne Ende, unter dem Ausschluß vom Recht jeden Volkes, freier Herr in seinem Volksraum zu sein. Und die politische und militärische Ohnmacht quält uns so tief und bewegt uns so sehr, daß auch in uns Weltabgewandte die Leidenschaften einfallen, und daß wir ein Bekenntnis zum Volksgefühl als Stunde der Erhebung und des Glaubens empfinden.

Aber es war nicht das. Im Gegenteil, wir, die wir die Bindung unseres Volkes im Staat wünschen, sollten mit diesen Gästen nicht vom Staat reden. Alle Deutschen im Ausland sind überraschend gründliche Bürger ihrer Staaten. Der erste Eindruck des Abends war ein unerquickliches Zerwürfnis zwischen einem Siebenbürger rumänischen Staatsbürgertums und einem ungarischen Schwaben, wobei jeder sein Land sehr heftig vertrat.

Der Ausgleich gelang rasch; man hatte da ein rasches Schlichtungsverfahren untereinander und bemühte sich, die reichsdeutschen Gäste nichts spüren zu lassen. Denn diese jungen Menschen, meist Studenten, hatten sich untereinander gesammelt — wir waren die Geladenen. Zwischen Luxemburg und Wolga, zwischen Norwegen und dem Balkan, nein, weit darüber hinaus bis Asien, bis nach Südamerika hinüber lag ihre Heimat. Nun hatten sie sich untereinander verabredet, hatten sogar einige „Deutschländer“, Österreicher und Schweizer, denen sie sonst gern als unsichtbares Reich für sich gegenüberstehen, als Gäste hinzugeladen und hatten einen Tannenbaum und kleine Geschenke und Lieder vorbereitet.

Die Mädchen sangen zuerst — wie vermag die Weichheit von Frauenstimmen die Männer aus dem Alltag zu führen! Es waren Legenden und auch kleine Christlieder ihrer Landschaft, die sie in verschiedenen Gruppen sangen; oft hatten sie Worte eingeflochten, die wir nicht mehr verstanden, oft auch

Melodien, die das Land verrieten, in dem sie geboren waren. Einige Männer hielten kurze Reden, oft in mundartlicher Färbung; die Balten mit tiefen Kehlstimmen, die Südamerikaner mit jenem nicht unschönen Ablauf, dem sich, wie man sagt, alle europäischen Sprachen in jenem Erdteil unterziehen. Aber noch standen sich alle feierlich fremd gegenüber. Wie schön, dachte man als Dichter, wie weit geht die Ehre deiner Sprache! Wenn sie auch überall zurückgedrängt wird, im Elsaß, in Tirol, im Osten, wie groß ist sie noch! Schon wollte man heimliche Betrachtung darüber anstellen, wie weit Gewalt die Selbstbestimmung wohl zu überlärmen vermöchte, schon wollte die Bitterkeit aufkommen — da klingelte es, leise tat sich die Tür zum Tannenbaumzimmer auf, da spielte jemand, und wir fielen ein und sangen die drei Lieder, die wir seit unserer Kindheit an diesem Tag singen. Und mit dem Singen kam es über uns: Die Schranken zwischen Gast und Gastgeber fielen, alle eignen Lichter in unseren Händen waren vor der Helle des Baumes erloschen. Wir sahen einander an und lächelten beschämt über unsere Empfindsamkeit, befangen über das, was mit uns allen geschah; über die unsichtbare Bindung zur Brüderlichkeit durch das deutsche Lied. Wir sahen einander sahen auf den Mund, wir versuchten uns noch vorzustellen, daß dieser oder jener weit über Land und See gekommen war, wo uns doch zumut war, als sei man von jeher unter diesen Liedern der Liebe, unter der Helle dieses Baumes und im Fest der erwachenden Lichter vereint gewesen. Und man blickte wieder zur Seite, um nicht die Weichheit anderer zu sehen; denn über alle Grenzen hinweg — waren wir in diese Sprache und Melodie eingesunken, waren gleich im Geist, Einheit im Erlebnis der Hoffnung und Brüderlichkeit im Brausen einer Liebe, die aus unserer Sprache quoll und Herz um Herz durchströmte; waren einig auch im Erlebnis dieser Stunde, welche die Freiheit deutschen Geistes, dem die Sprache entspringt, wie in alten hundertjährigen Liedern fordert.

Wenn ich von Erschütterungen der Jugend sprach, wenn ich von Stunden sprach, die zu den großen Feiern unseres Lebens gehören, ich erlebte noch einmal eine von ihnen in diesem Raum, in dem Menschen aller Weltteile sich in Liedern sammelten, deren Worte durch Jahrtausende gebildet wurden, die wir aus der Kindheit herübergezogen, in denen unsere Gedichte, Legenden und Geister aufstanden, die uns zum Tod bezaubern und zum Leben zu begeistern vermögen. Eine jener Stunden war es, die zur Hingabe entfesseln, die uns Menschen aus uns selbst aufzuheben und in unirdische Reiche des Wortes zu tragen weiß. Was ist unser Leben, wenn nicht eine Kette weniger großer Stunden, die uns zur Seligkeit einer tiefen Liebe, oder zur Nähe vor Gott, oder zur Eingefunkenheit in Volk und Wort seiner Dichtung versenken?



Mit Genehmigung der Neuen Photographischen Gesellschaft Berlin.

Nach einem Gemälde von Emanuel Leutze.

Washingtons Übergang über den Delaware.

Amerikanische Rede

Gehalten am 6. Oktober 1935 auf dem „Deutschen Tag“ in Newyork
von
Hans Grimm.

Anfang 1928, also vor fast acht Jahren, brachten wir als erste deutsche Zeitschrift einen längeren Auszug aus dem Roman „Volk ohne Raum“ von Hans Grimm.

Inzwischen hat das Buch als geistiger Vorkämpfer des deutschen Gedankens in der Welt seinen Siegeszug durch Deutschland und weit über Deutschlands Grenzen hinaus angetreten; und als der unter dem Leitspruch „Das ganze Deutschland soll es sein!“ stehende große „Deutsche Tag“ im Oktober dieses Jahres alle Deutschen Amerikas zur Feier des 250. Jahrestages der ersten großen Einwanderung Deutscher in Amerika vereinigte, wurde Hans Grimm als Sprecher der alten Heimat berufen.

In einer großen programmatischen Rede hat Grimm dort das Verhältnis der heutigen Deutschen zur Welt und der Auslandsdeutschen zum heutigen Deutschland umrissen und Verbreitung der Erkenntnis der deutschen Ursachen verlangt, von denen draußen am wenigsten oder gar nicht die Rede ist.

Diese Ansprache ist in jeder Beziehung so vorbildlich deutsch und zugleich politisch überlegen, daß man ihr mindestens ebenso viele Leser wünschen möchte, wie sie „Volk ohne Raum“ gefunden hat.

Wir freuen uns, die Rede, um deren auszugsweise Wiedergabe wir Dr. Hans Grimm gebeten hatten, nachstehend auf besonderen Wunsch des Dichters und gekürzt bringen zu können und danken, insbesondere dem Verlag Albert Langen - Georg Müller, München, bei dem die Rede in diesen Tagen als Sonderdruck erscheint, für sein Einverständnis mit der gleichzeitigen Veröffentlichung an dieser Stelle.

Wir erleben heute den Tag, den Sie in den Vereinigten Staaten „den Deutschen Tag“ nennen.

Am 6. Oktober 1683, also vor rund zweihundertfünfzig Jahren, kam auf einem Westindienfahrer die erste geschlossene deutsche Auswanderergruppe, bestehend aus dreizehn verwandten und verschwägerten Familien, in Philadelphia an.

Die Einwanderer deutscher Herkunft in Amerika haben den 6. Oktober zum ersten Male im Jahre 1883 zu einem gemeinsamen Gedenktage gemacht. Am 6. Oktober 1901 ist dann der Deutschamerikanische Nationalbund gegründet worden, und von da an ist der 6. Oktober in Abständen von zwei Jahren gefeiert worden.

Die Feier in diesem Jahre soll — so wünschen Sie das — eine besondere Bedeutung erhalten, es soll der 6. Oktober 1935

ein Gedenktag und zugleich ein allgemeiner deutscher Besinnungstag sein; es soll heute einmal kein Blick nach rückwärts getan werden, der nicht ebenso ein Blick in die Gegenwart und ein versuchter Blick in die Zukunft wäre. Sie haben solchen Wunsch zur Besinnung, zur deutschen Bestandsaufnahme, um es so auszudrücken, und müssen ihn haben, weil alles, was heute irgendwie deutsch ist in der Welt, sich mit seinem Herrgott zu ringen gezwungen sieht, wie deutsche Menschen nur einmal vorher gerungen haben, nämlich in den Zeiten Luthers und Zwinglis.

Damals versuchten die nordischen Menschen unbewußt hinzufinden zu ihrer besonderen Art. Unter den nordischen Menschen waren und sind die Deutschen trotz ihren Schwerefälleiten die unruhigsten, weil sie durch ihre eingeschnürte

Lage die bedrohlichsten sind; deshalb nahm die Reformation in Deutschland ihren Anfang und führte in Deutschland zu den allerempfindlichsten Kämpfen.

Wir befinden uns in Deutschland wiederum in einer Umbruchzeit; wir suchen nach dem verlorenen Weltkriege und nach dem, was das Schicksal, was eigene Sünde und fremder Betrug an uns verdorben haben, wiederum hinzufinden zu unserer besonderen Art, und das heißt doch auch zum Rechte und zu den Aufgaben aller Menschen nordischen Wesens in einer immer schwieriger werdenden Welt.

Und es gibt heute kein Haus auf der ganzen Erde, in dem Männer und Frauen deutscher Herkunft oder nur deutscher Verwandtschaft und deutscher Beziehung nicht leidenschaftlich, nicht mit brennendem Herzen — sei es nun der Brand der Zustimmung, der Sorge, oder der bitteren Ablehnung — teilnehmen an dem Geschehen in Deutschland. Selbst wenn ein einsamer ferner Hausbalk sich taub machen wollte vor den scheinbar binnendeutschen Dingen, den Gegenkampf der Welt bekäme er an seiner Taubheit vorbei sehr laut zu hören und auch zu spüren.

Wo nun aber ein Stück Menschheit in solche Unruhe des Herzens und Geistes hineingerissen wurde, da meine ich, gelte zu Recht das Wort, sie ringe vor Gott. Und eben dieses schwere Ringen vor Gott ist gegenwärtig die Gemeinsamkeit aller Menschen deutschen Blutes und aller Menschen deutscher Verwandtschaft und aller Menschen deutscher Beziehung, ganz einerlei, welchem Staate sie angehören und auch welche Partei sie noch nehmen. Und das gemeinsame Ringen fordert freilich die ganze Besinnung, damit Gott nicht am Ende verloren werde, und schließlich nichts überbleibe als leere, kalte Herzen und falsche irdische Klugheit.

Doch ehe ich weiter rede von den großen Angelegenheiten dieses Tages, möchte ich mich persönlich vorstellen dürfen. Ich glaube, daß man einen Mann lieber und mit mehr Nutzen anhört, wenn man von vorneherein weiß, auf welchen Wegen er seine Erfahrungen gewonnen hat.

Ich stehe als Sechzigjähriger vor Ihnen. Ich bin mit zwanzig Jahren nach dem Abiturienteneexamen und nach kurzem Studium an der Universität Lausanne in die kaufmännische Lehre nach England gekommen. Ich wurde dann Handlungsgehilfe und fünf Jahre später selbständiger Kaufmann im Kaplande in Südafrika. Ich bin von dort 1910 nach Deutschland zurückgekehrt, um Schriftsteller zu werden, wie ich das von je erstrebte. Ich habe nach der Rückkehr in München Volkswirtschaft studiert. Ich habe den Krieg zum Teil als einfacher Soldat mitgemacht. Im Jahre 1926 wurde mein Name zum ersten Male weit und breit bekannt durch das Buch „Volk ohne Raum“.

Das sind in Kürze die äußeren Ereignisse meines Lebens, zu denen ist jetzt Ihr Ruf hierher gekommen, auf den ich stolz bin.

Als ich erfuhr, daß die Vereinigten Gesellschaften mich als Redner wünschten für den Deutschen Tag, fragte ich mich, was Sie auf mich gebracht haben könnten. Ich gab mir selbst die Antwort: Die Männer in Newyork wollen einen Deutschen aus Deutschland hören, der wie Sie selbst erfahren hat, daß es schwer ist, ein Deutscher zu sein in der Welt, und der das oft ausgesprochen hat. Sie wollen einen Deutschen hören, der zu seinem deutschen Stolz die deutsche Not draußen und drinnen am eigenen Leibe gespürt hat. Sie wollen einen Deutschen hören, dem das Auslandsleben und der nüchterne Tageskampf und der lebendige Vergleich mit anderen Nationen alle Sprüche ausgetrieben haben. Sie wollen einen Deutschen hören, der gelernt hat, daß jeder einzelne von uns draußen so viel gilt als sein Volk bedeutet in der Meinung der Welt, und der auch gelernt hat, daß jeder von uns draußen durch sein Handeln und Reden und Wesen je nachdem gute deutsche Meinung für Deutschland mitschafft oder gute deutsche Meinung verdirbt. Sie wollen einen Deutschen aus Deutschland hören, der da

überzeugt ist, Schriftsteller dürften weder halbseiden noch hundertprozentig gesinnt sein, sondern sie seien zum unverbogenen Dienste für ihr ganzes Volkstum berufen und seien also so sehr zur Liebe und Ehrfurcht wie zur sauberen Klarheit verpflichtet. Sie wollen endlich einen Deutschen hören, der seit vielen Jahren darzutun versucht, daß das Deutschtum draußen in der Welt, eben von seinem freieren Raume und seiner größeren Weite her, eine geistige Aufgabe gegenüber dem eingeengten Mutterlande hat, die es noch nicht erfüllt.

Mir ist der deutsche Gemeinschaftsanfang in Amerika wegen seiner inneren Reinlichkeit und Freundlichkeit stets eine Freude gewesen, und er scheint mir in vielem vorbildlich. Die Männer von damals kamen nicht in die Neue Welt, um ihre Arme freier regen zu können, sie kamen auch nicht, um rasche Gedanken rascher in Taten umsetzen zu können, als das zwischen alten Gewohnheiten möglich ist, sondern sie kamen, um nach ihrem Gewissen vor Gott ordentlich sein zu dürfen auf stille Weise.

Sie alle kennen den geschichtlichen Hergang. Sie wissen, daß nach dem Dreißigjährigen Kriege die Mennoniten und Schwentkfelder und andere pietistische Sekten es schwer hatten auf dem europäischen Festlande. Im Rechte lebten die Katholiken, die Reformierten und Lutheraner, alle übrigen wurden als Ungläubige angesehen. Den Quäkern ging es in England ähnlich. Die verbotenen Quäker in England hielten mit den verbotenen Sekten in Holland und Deutschland Verbindung und schickten Wanderprediger zu ihnen. Als Wanderredner der Quäker kam William Penn, der Sohn eines englischen Admirals, zweimal nach Deutschland. Er fuhr von Holland aus rheinauf. Er war zu Gaste bei den Sektierern in Frankfurt, in Krisheim bei Worms und in Krefeld. Der junge gebildete Engländer, der wegen seiner religiösen Überzeugung im Tower gefangen gefessen hatte und vom eigenen Vater verstoßen worden war, sprach gut deutsch, er machte bei seinen deutschen Gastgebern durch sein sauberes Wesen einen tiefen Eindruck.

Im Jahre 1681 wurde dann in Deutschland bekannt, Penn sei Erbe seines verstorbenen Vaters geworden, und als Bezahlung einer Geldschuld des englischen Staates an den Vater habe er sich vom englischen König in Amerika einen Landstrich überweisen lassen mit allen Rechten des Eigentums und der Verwaltung. Dem Wunsche des Königs entsprechend werde das fruchtbare neue Land Pennsylvanien heißen, Sylvania wegen seiner reichen Wälder und Penn zum Andenken an den Admiral. Den brieflichen Nachrichten folgte alsbald eine in Amsterdam deutsch gedruckte Schrift, aus der zu lesen war, daß das neue Land Gesinnungsfreunden William Penns, wenn sie gewisse Kosten aufbringen könnten, zur Einwanderung bei ungestörtem Gemeinschaftsleben offen stehe. Gebildete Pietisten in Frankfurt am Main, die William Penn von seinem Besuche her in guter Erinnerung hatten, taten sich daraufhin heimlich zu einer Gesellschaft zusammen und kauften zunächst fünfzehntausend und dann noch einmal zehntausend Acres, also tausend Hektar Boden. Sie zahlten fünfshundert Pfund für ihren Kauf; das war damals eine große Summe. Sie kauften nicht, um etwa wieder zu verkaufen, sie waren auch nicht selbst wirklich zur Auswanderung entschieden, sie wollten nur für sich und für vielleicht verfolgte Glaubensgenossen eine Art romantische Sicherheit schaffen.

Als im Jahre 1682 von den Frankfurter Freunden der erste Kauf gerade vollzogen wurde und der heimliche ferne freie Landbesitz in ihren Zusammenkünften und Gesprächen eine abenteuerliche Rolle spielte, empfing einer von ihnen den Besuch eines jungen Rechtsanwaltes Franz Daniel Pastorius. Pastorius stammte aus Franken, er war der Sohn eines wohlhabenden rechtsgelehrten Vaters, der ihn nach Beendigung der Studien an den Universitäten Straßburg, Basel und Jena auf eine Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich,



Nach einer Zeichnung von Fritz Meyer.

Holzchnitt in der „Illustrierten Zeitung“, 1862.

Einnahme von Fort Walker auf Hilton Point und Ausschiffung der Bundestruppen am 7. November 1861.

England und Holland gesandt hatte. Pastorius kannte den Namen Penns, er bekam in Frankfurt von Penns Besuchen erzählt und sah die Schrift über Pennsylvanien und sah die Briefe, die unauffällig hin und her gegangen waren; er wurde Mitwischer des Frankfurter Geheimnisses, er hörte, daß auch Familien in Krefeld daran seien, achtzehntausend Acres, also rund siebenhundertundzwanzig Hektar, zu erwerben. Da wandelte ihn die Lust an, das gleich selbst auszuführen, was die meisten noch überlegten, und, wie er es ausdrückt, „überzusegeln und in Pennsylvanien nach überdrüssig gesehnen und gekosteten europäischen Eitelkeiten ein still und christlich Leben zu führen“. Er erbat seines Vaters Einwilligung und erhielt sie samt zweihundertfünfzig Reichsthalern; er verschenkte seine Bücher und das, was schwer fortzuschaffen war, an seinen Bruder und fuhr ab über Krisheim bei Worms und von dort den Rhein hinunter über Köln und Krefeld und England als Vorläufer und Bevollmächtigter der andern.

Er wurde von Penn gut aufgenommen und fand auch andere Leute britischer Herkunft mit geistigen Bedürfnissen vor; der Verkehr mit ihnen regte ihn an zu vielen Gesprächen und Aufzeichnungen und Briefen an den Vater in Deutschland; und eben durch diese Schriften eines beweglichen klugen Menschen wird uns ein sehr lebensvolles Bild der ersten deutschen Einwanderungszeit vermittelt. Er selbst wohnte zunächst mit ein paar deutschen Bediensteten in Philadelphia, das damals aus ein paar wenigen Häusern zwischen Wald und Gestrüpp bestand. Sein eigenes vorläufiges Haus war dreißig Fuß lang und fünfzehn Fuß breit und hatte Fenster aus geblätem Papier, aber über die Haustüre hatte Pastorius einen lateinischen Spruch geschrieben, den Spruch übersetzte er selbst mit dem Verse:

Klein ist mein Haus, doch Gute sieht es gern,
Wer gottlos ist, der bleibe fern.

Die frühesten beiden deutschen Führer, die auf

amerikanischem Boden genannt werden, eben Franz Daniel Pastorius in Philadelphia und sein Zeitgenosse, der harte, ehrliche Freiheitsmartyrer Jacob Leisler in Newyork, haben durch ihre Art und ihr Leben gleich einen guten deutschen Beitrag an die Neue Welt geliefert.

Als das Schiff „Concord“ oder das Schiff „Einigkeit“, wie es die Krefelder Auswanderer an Bord nannten, in Philadelphia, in der Stadt der Freunde, wie sie sagten, endlich ankam, wurde nach kurzem Hin und Her mit der Landzuteilung begonnen, zwei Stunden von der damaligen Stadt fort. Die Einwanderer sollten sich vor Winter ein Dach über den Kopf schaffen können.

Pastorius nannte den neuen Ort Germantown. Die Krefelder Weber, die als erste den Wald rodeten und den Ort aufzubauen begannen, nannten ihn in der Anfangszeit des häufigen Hungerns und häufigen Frierens Armentown. Das Grundbuch von Germantown hat Pastorius mit einem lateinischen Grusse an die Nachkommen angefangen. Oswald Seidensticker hat den Gruss zum ersten Male deutsch veröffentlicht. Er beginnt: „Sei begrüßt, Nachkommenschaft! Nachkommenschaft in Germantown...“ Der Gruss schließt mit den Sätzen: „Erfahre auch ferner, wie mühselig es war, nach Überschiffung des Atlantischen Meeres in diesem Striche Nordamerikas den deutschen Stamm zu gründen. Und du, geliebte Reihe der Enkel, wo wir ein Muster des Rechten waren, ahme unser Beispiel nach; wo wir aber von dem schwierigen Pfade abwichen, was reumütig anerkannt wird, vergieb uns; mögen die Gefahren, die andere liefen, dich vorsichtig machen! Heil dir, Nachkommenschaft! Heil dir, deutsches Brudervolk! Heil dir auf immer!“

Germantown ist nicht lange Armentown geblieben. Es ging den fleißigen Menschen in Germantown sehr rasch gut, und der Ort wurde bekannt durch seine Fröhlichkeit und Freundlichkeit und Zwistlosigkeit. Ich meine, das geschah nicht nur,

weil die Leute fromm waren, sondern vor allem, weil jeder in der größeren Weite seine guten Gaben ungehindert entfalten konnte. Die Gerichtssitzung, die von 1689 an, nachdem der Ort Stadtrecht bekommen hatte, alle sechs Wochen unter dem Bürgermeister Pastorius stattfinden sollte, konnte oft vertagt werden, denn es gab keinen Streitfall und kein Vergehen außer allenfalls das sträfliche Unterlassen von Einzäunungen. Seidensticker erzählt, die Gerichtsbücher von Germantown und der hinzugekommenen deutschen Orte Krisheim, Sommerhausen und Krefeld seien recht langweiliges Lesen, er bemerkt aber dazu: „Glücklich die Gemeinde, deren Gerichtsbücher langweilig sind!“

Als Pastorius sah, wie alles durch das fleißige und geschickte und wohlgeleitete Handwerk seiner Landsleute voranging, wie die Hauptstraße entstand mit den Pfirsichbäumen, wie immer neue ordentliche Häuser und Obstgärten und Weinberge hinzukamen, wie die Webstühle in den Häusern ratterten und Mühlen klapperten, wo er noch den großen Wald gekannt hatte, da schrieb er in sein Tagebuch eine Klage über den geringen Nutzen der Buchgelehrsamkeit, der er selbst verfallen sei, denn mit Philosophie und Metaphysik könne keiner das Brot holen aus einer neuen Erde und könne kein Anfang geschehen. Er war aber nötig als Lehrer und Anreger, und war nötig als Richter, und war nötig als Vermittler zwischen Penn und seinen Quäkern und den Deutschen, er, der nicht spekulierete und nirgends eigenen Gewinn suchte, war nötig als richtiger bürgerlicher Seelforger. Es kamen doch immer mehr neue Zuwanderer aus Deutschland und auch Holland, und es gab sehr wunderliche Käuze darunter, die zur Gefahr werden konnten. Als sich andere deutsche Sektierer nahe bei Germantown festsetzten, um dort die Himmelfahrt im Fleische zu erwarten, wurden die Quäker unruhig und verlangten von Pastorius, daß er diese Zukömmlinge aus der Kolonie verbanne. Pastorius antwortete, er wolle mit Penn über die Angelegenheit sprechen, inzwischen solle keiner den andern kränken; in sein eigenes Tagebuch schrieb er aber den duldsamen Vers:

Die Fehler meiner Brüder
Sind mir zwar ganz zuwider,
Doch wegen eines Worts
Ihr Zeugnis zu vernichten
Und freventlich zu richten,
Sind ich nicht meines Orts.

Aus dem Zusammenklang des Fleißes und des Könnens und des Glücksempfindens der Einwohner in Germantown mit der vorbildlichen Anständigkeit und Gerechtigkeit des Vorkämpfers Pastorius entstand dann der erste öffentliche Einspruch gegen den Sklavenhandel. Am 18. Februar 1688 wurde in der Versammlung von Germantown das Schriftstück mit dem Einspruch gutgeheißen und an die Monatsversammlung der Quäker gesandt. Den Deutschen in Germantown, die zum Teil selbst Quäker geworden waren, war es von Anfang an unverständlich, wie das englische Quäkertum bei seiner erklärten und bewiesenen Menschenfreundlichkeit am Sklavenkauf und Sklavenbesitz in Amerika teilhaben könne. Mit dem deutschen Einspruch von Germantown hat recht eigentlich die Sklavenbefreiung in der Welt begonnen.

Ja, es ist in dem Proteste „dieser Gemeinschaft bescheidener, anspruchsloser und fast unbemerkter Philanthropen“, wie sie Bettie in den Notices on Negro Slavery in Amerika nennt, schon etwas von jenem Tone zu spüren, der achtundachtzig Jahre später in der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten laut aufklingt, und der bis auf diesen Tag die Welt in Bewegung gesetzt hat.

Denn die späteren Gedanken der Französischen Revolution sind doch in vielem amerikanische Gedanken aus der amerikanischen Weite des Raumes und aus dem amerikanischen Pionierleben übertragen auf europäische Enge, wohin sie

freilich wegen der europäischen Grenzen nicht ganz passen, und wo denn zum Beispiel aus Freiheit fast notwendig das geworden ist, was jetzt bei uns wegwerfend mit Liberalismus bezeichnet wird.

Als ich zu sprechen begann, sagte ich, es solle heute kein Blick nach rückwärts getan werden, der nicht zugleich ein Blick in die Gegenwart und ein versuchter Blick in die Zukunft wäre.

Lassen Sie mich an dieser Stelle Ihren Blick von Amerika aus auf gegenwärtige weltpolitische Verhältnisse und vor allem auf deutsche Verhältnisse lenken. Ich will dabei nicht Namen nennen. Vor Namen von Menschen und Einrichtungen der Gegenwart begehrt man unschwer ein Unrecht im Tadel und gelegentlich auch im Lobe, und mit Namen redet man sich dort, wo viele verschiedene Menschen verschiedener Lehre und verschiedener Erfahrung und nicht zuletzt Leser verschiedener Zeitungen beieinander sind, sehr leicht auseinander. Es kommt aber auf das Geschehen an und auf das Verständnis des Geschehens. Und beim Geschehen selbst, wo denn das Nurmenschliche zurücktritt vor dem Ewigen, ist das Zusammenkommen leichter.

Sehr vielen von Ihnen wird man ebenso wie mir oft erzählt haben, zwischen den Deutschen draußen in der Welt und den Deutschen in Deutschland bestehe ein ganz erstaunlicher Unterschied. Man könne den Unterschied sich nicht anders erklären, als daß der Deutsche daheim sich vor lauter Zwingen und Verbieten und vor lauter Ordnungsmeierei eben nicht unverkrüppelt zu entwickeln vermöge, und am Ende sei bei dem Heimdeutschen das organisierte Müßigen bald das Wesentliche geworden.

Sehr vielen von Ihnen wird man wie mir weiterhin erzählt haben, daß gerade jener Glaube an die Menschheit, der einst durch die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten eingeleitet worden sei, in Deutschland immer wieder in Frage gestellt werde.

Wenn mir in meinen englischen und afrikanischen Zeiten das Wort von dem organisierten Müßigen vorgehalten wurde, dann habe ich den Sprechern geantwortet: Ihr habt mit dem, was ihr da vortragt, gar nicht ganz unrecht. Ihr müßt nur gerechterweise die Ursachen dazu nennen.

Wenn mir aber das von dem neuen Glauben an die Menschheit gesagt wird, der durch Deutschland stets von neuem in Frage gestellt werde, dann muß ich antworten: In Frage gestellt ist der neue Glaube an die Menschheit überall worden seit 1914, seit nunmehr einundzwanzig Jahren. Was aber Deutschland heute versucht, recht und auch schlecht gewiß und wie mit guten so auch mit noch unzureichenden Kräften, das ist, den neuen Glauben an die Menschheit endlich wiederzuholen und ihn aus einer schönen Phrase zu einer Wirklichkeit für alle weisen Menschen zu machen; genau wie in der Reformationszeit zuerst in Deutschland versucht wurde, aus dem Christentum eine ehrliche Wirklichkeit zu machen. Daß es dabei in der Reformationszeit die geistesverwirrten Bilderstürmer und eine große Kunstvernichtung und ungezählte Scheußlichkeiten gegeben hat, das ist uns nicht weniger bekannt.

Doch ich will zunächst auf den ersten Vorwurf zurückkommen, die Deutschen in Deutschland vermöchten sich vor lauter Zwingen und Verbieten nicht unverkrüppelt zu entwickeln, und am Ende sei bei den Heimdeutschen die organisierte Verzwungenheit bald das Wesentliche geworden. Ich sagte, der Vorwurf trage ein Stück Richtigkeit in sich, man müsse indessen die Ursachen dazu nennen. Wahr ist ja ohne Zweifel, daß die Deutschen, die in die weite Welt hinausgelangt sind, sich von den Zeiten der Concord-Einwanderer in Germantown an, immer wieder entwickeln wie Pflanzen, die nach einem harten Frühjahr plötzlich warme Sonne und warmen Regen in richtigem Wechsel erhalten bis zu einer großen Fruchtzeit für sich und andere. Aber woran liegt das, woran liegt die scheinbar binnendeutsche Verzerrung und Verzwungenheit?

We the People

of the United States in Order to form a more perfect Union, establish Justice, insure domestic Tranquillity, provide for the common Defence, promote the general Welfare, and secure the Blessings of Liberty to ourselves and our Posterity, do ordain and establish this Constitution for the United States of America.

Article I

Section 1. All legislative Powers herein granted shall be vested in a Congress of the United States, which shall consist of a Senate and House of Representatives.

Section 2. The House of Representatives shall be composed of Members chosen every second Year by the People of the several States, and the Electors in each State shall have Qualifications requisite for Electors of the most numerous Branch of the State Legislature.

No Person shall be a Representative who shall not have attained to the Age of thirty Years, and seven Years a Citizen of the United States, and who shall not, when elected, be an Inhabitant of that State in which he shall be chosen.

Representatives and direct Taxes shall be apportioned among the several States which may be included within this Union, according to their respective Numbers, which shall be determined by adding to the whole Number of free Persons, including those bound to Service for a Term of Years, and including Indians not taxed, three fifths of all other Persons. The actual Enumeration shall be made within three Years after the first Meeting of the Congress of the United States, and within every subsequent Term of ten Years, in such Manner as they shall by Law direct. The Number of Representatives shall not exceed one for every thirty Persons, and each State shall have at least one Representative, and until such Enumeration shall be made, the State of New Hampshire shall be entitled to three, Massachusetts eight, Rhode Island and Providence Plantations five, Connecticut five, New York six, New Jersey four, Pennsylvania eight, Delaware six, Maryland six, Virginia ten, North Carolina five, South Carolina five, and Georgia three.

When Vacancies happen in the Representation from any State the Executive Authority thereof shall fill the Vacancies. The House of Representatives shall choose their Speaker and other Officers, and shall have the sole Power of Impeachment.

Section 3. The Senate of the United States shall be composed of two Senators from each State, chosen by the Legislature thereof, for six Years, and each Senator shall have one Vote.

Immediately after they shall be assembled in Consequence of the first Election, they shall be divided as equally as may be into three Clauses. The Rule of the Senate of the first Clause shall be decided at the Expiration of the second Year, of the second Clause at the Expiration of the fourth Year, and of the third Clause at the Expiration of the sixth Year, so that one third may be chosen every second Year, and if Vacancies happen by Death, Resignation, or otherwise, during the Term of the Legislature of any State, the Executive thereof may make temporary Appointments until the next Meeting of the Legislature, which shall then fill such Vacancies.

No Person shall be a Senator who shall not have attained to the Age of thirty Years, and seven Years a Citizen of the United States, and who shall not, when elected, be an Inhabitant of that State for which he shall be chosen.

The Vice President of the United States shall be President of the Senate, but shall have no Vote, unless he equally be elected.

The Senate shall choose their other Officers, and also a President pro tempore, in the Absence of the Vice President, or when he shall exercise the Office of President of the United States.

The Senators and Representatives before mentioned, and the Members of the several State Legislatures, and all executive and judicial Officers, both of the United States and of the several States, shall be bound by Oath or Affirmation, to support this Constitution; but no religious Test shall ever be required as a Qualification to any Office or public Trust under the United States.

Article VII

The Ratification of the Conventions of nine States, shall be sufficient for the Establishment of this Constitution between the States so ratifying the Same.

The Words "We the People" being understood to mean the People of the United States, the Word "They" being understood to mean the Conventions in the several States of the United States, the Words "do ordain and establish" being understood to mean the People of the United States, and the Word "the" being understood to mean the People of the United States, and the Word "do" being understood to mean the People of the United States.

Done

in Convention by the unanimous Consent of the States present the seventeenth Day of September in the Year of our Lord one thousand seven hundred and eighty seven, and of the Independence of the United States of America the twelfth. In witness whereof We have hereunto subscribed our Names.

Attest William Jackson Secretary

Delaware	George Read Gunning Bedford jun Richard Bassett Jacob B. Rohrer James M. Smith	New Hampshire	John Langdon Nicholas Cooke
New York	John Jay Alexander Hamilton John Adams	Massachusetts	John Hancock Nathan Gorham Rufus King Wm. C. Cushing
Virginia	George Mason James Madison	New Jersey	David Brearley William Livingston Jonathan Dayton
North Carolina	Wm. Blount Richd. Dobbs Spaight Hugh Williamson	Connecticut	Roger Sherman Samuel Huntington Abner Lincoln David Nye
South Carolina	Charles C. Pinckney Charles Pinckney Pierce Butler	New York	John Jay Alexander Hamilton John Adams
Georgia	William Few Abner Nash	Delaware	George Read Gunning Bedford jun Richard Bassett Jacob B. Rohrer James M. Smith

Eingang und Beschluss der Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika vom 17. September 1787.
Nach der Original-Urkunde im Bureau of Rolls and Library des Department of State zu Washington.

Denn der deutsche Volksgenosse selbst kann doch kaum der Schuldige oder Verkehrte sein, wenn er drinnen enger und draußen weiter oder drinnen unfreundlicher und draußen freundlicher gerät. Auf diese Frage erwidern viele Ausländer und auch mancher Auslandsdeutsche gern, an dem deutschen Volksgenossen selbst liege es in der Tat gar nicht, sondern es liege immer an den Schichten, die in Deutschland herrschten, und liege also immer an der falschen deutschen Regierung.

Ich war als Junge schon zur Bismarckzeit im Auslande, da hörte ich, Bismarck und die Junker seien schuld; ich war zur Kaiserzeit im Ausland, da hörte ich, wie auch alle diejenigen von Ihnen, die den Weltkrieg erlebt haben, der Kaiser und die Militärs seien schuld; nach dem Kriege hörte ich, Stinnes und das industrielle Bürgertum seien schuld; und nun zuletzt höre ich, schuld seien die deutschen Faschisten. Wenn wir diese angeblichen Schuldigen hintereinander weg nennen, dann wird deutlich, daß der Vorwurf mit den herrschenden Schichten und der Vorwurf mit der falschen Regierung auch verkehrt ist, denn es bleibt schließlich keine deutsche Schicht mehr übrig, die nicht in den letzten vierzig Jahren einmal ihre Staatskunst ehrlich versucht hätte.

Wenn aber die deutschen Volksgenossen selbst an dem schweren Leben in ihrer Heimat nicht schuld sind, und wenn die letzte Schuld auch nicht an irgendwelchen herrschenden Schichten liegt, wo ist dann die Ursache, daß wir freien deutschen Menschen in Deutschland so oft unfrei, daß wir freundlichen deutschen Menschen zu Hause so oft unfreundlich, und daß wir begabten deutschen Menschen zu Hause so oft aufgehalten und verbogen erscheinen?

Ich habe vorhin mein Buch „Volk ohne Raum“ erwähnt. Ich glaube, daß die knappen drei Worte „Volk ohne Raum“ die ganze Ursache enthalten und die letzte Erklärung liefern. Wir stehen jetzt in Deutschland, wenn wir uns alles aufgeteilt denken, Wald, Land und Wasser, einhundertneununddreißig Menschen auf den Quadratkilometer eines unvergleichlich gut gepflegten, aber rauhen und an Naturschätzen nicht reichen Landes. Überall bei uns stößt Mensch an Mensch, alle Gelegenheiten der Arbeit und des Erwerbes sind ausgenutzt bis zum äußersten. Unser Staatswesen müht sich heute an einer in einem zu kleinen Lande fast unlösbaren Aufgabe, die es dennoch lösen muß; es steht vor der Notwendigkeit, jedem einzelnen im Volke sein Recht zu verschaffen an Nahrung und Kleidung und Winterschutz und an Gesundheit und Freude, und steht zugleich vor der Aufgabe, den Begabten im Volke Luft und Möglichkeiten zur Entwicklung zu erhalten eben des Volkes wegen, das doch zuletzt, erst recht bei unserer Eingeschnürtheit, nur noch menschenwürdig leben kann durch die besonderen Leistungen der jeweils Begabten, durch ihre Erfindungen, durch ihre Wissenschaft, durch ihre Kunst, durch ihre Gedanken, durch ihre Ordnung.

Deutschland war nie ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten und war bei seiner natürlichen Armut immer ein Land, in dem mehr Begabungen und Talente wegen der ungenügenden Gelegenheiten verkamen und mehr Begabte zu Querköpfen wurden als irgendwo anders. Zu dem am Lebensnerv ihres nordischen Wesens gefährdeten Volk ohne Raum sind die Deutschen aber erst durch den Betrug von 1918 und das Diktat von Versailles geworden. Und was am gegenwärtigen deutschen Geschehen in Deutschland etwa den Menschen draußen in der Welt nicht zusagt und noch unverständlich erscheint, das ist damals draußen heraufbeschworen worden.

Aber ich wollte Ihren Blick nicht allein auf gegenwärtige deutsche Verhältnisse, sondern auf gegenwärtige weltpolitische Verhältnisse lenken, und ich muß das jetzt tun, ehe ich von Deutschland und auch von Ihnen hier weiterspreche.

Habe ich nun nicht recht, wenn ich von Europa, ja von der ganzen Welt behaupte, daß weit und breit die gedankenlosen und ganz kurzfristigen Massen in Bewegung gesetzt sind gegen

jegliches schöpferische Führertum? Habe ich nicht recht, wenn ich behaupte, daß weit und breit der Massenmensch aufgeputscht wird gegen den Leistungsmenschen? Besteht nicht die Zeitenwende, von der so viel geredet wird, vor allem darin, daß um die ganze Erde herum ein gewaltiger Kampf unversehens in Gang geraten ist zwischen dem Massenmenschen und dem mühsam heraufgezüchteten Leistungsmenschen? Die Massenmenschen wissen nicht, daß sie jegliche Ordnung und jegliche Erfindung und jegliche Sicherheit des Daseins und jegliche besondere Menschenfreude und die Krankenheilung und die Rechtspflege an Stelle des Faustrechtes den Leistungsmenschen verdanken. Die Massenmenschen der ganzen Welt können meinen, seit es Rundfunk und Kino und die von allen gelesenen Zeitungen gibt, seit die Technik allen alles zugänglich macht, es seien die Erfinder, die Entdecker, die Künstler, die Ordner, die Gelehrten, ja die großen weisen Pflichtmenschen gar nicht nötig, es sei vielmehr alles für die Massen und aus der Masse und den Maulhelden heraus entstanden. Und in der Folge lassen sich die verstädterten Massen von ihren krank sinnigen und halbgeratenen und mundfertigen Massenführern, den „befleckten Begabten“, wie sie der Amerikaner Lothrop Stoddard nennt, freilich gern einreden, daß sie den schöpferischen Leistungsmenschen nirgends mehr nötig haben, ja, daß sie ihn überall entfernen müssen, weil er einen Führer- und unbequemen Herrenanspruch geltend mache.

Und jetzt darf ich eine andere Frage aufwerfen: Woher und wer sind die Leistungsmenschen, die die Welt seit hundertfünfzig Jahren aufschließen und in leidlicher Ordnung halten? Wo werden heute die Krankheiten geheilt? Wo wird Gerechtigkeit gedacht, wo hat alles Rechtsbewußtsein seinen Ursprung? Von wo geht heute alle große Menschenhilfe aus? Von wo geht das aus, was Sie die Verkehrssicherheit und Verkehrsordnung der ganzen Erde, vom zuverlässigen internationalen Postwesen angefangen, nennen mögen? Haben in diesen großen Angelegenheiten der Menschheit in den letzten entscheidenden Jahrzehnten etwa die Massen Asiens an der Spitze gestanden und die Neger Afrikas? Haben in diesen entscheidenden Jahrzehnten die Südländer an der Spitze gestanden und die Russen und Slawen? Oder ist die ganze Ordnung und das ganze Glück und der ganze Fortschritt der Welt von den Menschen nordischen Wesens geleistet worden, die in Deutschland und Holland und Skandinavien und die in England und Amerika vor allem ihren Sitz haben? Ja, ich darf mich noch kürzer und schärfer ausdrücken und darf sagen: wenn die ganze Erde in den letzten siebenzig Jahren zu dem geworden ist, was man im besten Sinne a white man's country nennen mag, dann haben das in eben diesen letzten siebenzig Jahren die Engländer, die Amerikaner und die Deutschen geleistet trotz dem Wahnsinne des Weltkrieges. Ja, durch deutsche und amerikanische und englische Gedanken und Leistungen und Taten schien der neue Glaube an die Menschheit, den die amerikanische Unabhängigkeitserklärung zum ersten Male ausdrückte, fast Wirklichkeit geworden zu sein.

Ich erinnere mich sehr wohl, daß der Engländer Cecil John Rhodes vor mehr als dreißig Jahren von dem einen Boote sprach, in dem Engländer und Amerikaner und Deutsche zusammen saßen, ohne daß sie es selbst noch recht wußten, und in dem sie nur zusammen durch eine unferne schwere Zukunft kämen. Ich weiß sehr wohl, daß man das Wort damals bei uns in Deutschland für nicht viel mehr hielt als eine hübsche Tischbemerkung oder gar für eine Schlinge. Man dachte damals bei uns: was geht uns schon England und Amerika an, wenn wir das zu eng gewordene Deutschland nur ohne Krieg und Revolution voranbringen! Man betrachtete die Weltlage genau so kurzfristig bei uns, wie sie vor dem Weltkriege und in dem Weltkriege und gleich nach dem Weltkriege in Amerika und England betrachtet wurde. Weder bei uns, noch in England, noch in Amerika war man so weit, zu begreifen, daß die

nordische Rasse, die vor die Welt die Ideale der Sauberkeit und der Leistung und Pflicht und das unbequeme Vorrecht der Sauberkeit und Leistung und Pflicht gestellt hat, sich selbst in Sauberkeit und Ordnung und Frieden halten müsse. Weder bei uns, noch in England, noch in Amerika war man so weit, zu begreifen, daß, wo der eine der drei großen Nordleute zu unterliegen und zu kränkeln und die gemeinsamen Ideale etwa aufzugeben anfange, alsbald die beiden andern gefährdet seien.

Ich kenne Amerika nicht. Ich könnte mir vorstellen, daß es auch heute noch viele ordentliche Menschen in Amerika gibt, die da erklären: Was geht uns Deutschland schon an mit seiner ewigen ärgerlichen Unruhe! Die deutschen Sorgen sind nicht unsere Sorgen. Wir haben keine politische Grenzen um uns herum. Wir sind durch Meere von den Torheiten der andern Völker getrennt. Wir haben noch kein wirkliches Bedränge, wir haben noch viel Land und viel Wald. Bei uns kann trotz Schwierigkeiten noch jedermanns Himmel von Hoffnungen voll sein. Unser Staatswesen hat es nicht nötig, sich um das dürftige Auskommen jedes einzelnen Volksgenossen zu mühen, und hat erst recht nicht nötig, den Begabten im Volke Luft und Möglichkeiten zur Entwicklung zu suchen. Bei uns ist doch noch alles vorhanden, ein Auskommen für die Kleinen und für die Massen und der Raum für die Begabten. Ja, ich kann mir vorstellen, daß viele Menschen in Amerika so denken.

Es denken auch viele Menschen in England, das ich kenne, ähnlich. England hat gewiß gewaltige Regimenter von Arbeitslosen, aber zu England gehört das Empire. Und in England geht es immer noch so zu, daß alle Glieder des Volkes ohne große und besondere Mühe des Staates zu einer gesunden und reinlichen und freien wirtschaftlichen Existenz kommen können, und daß niemand, der Gaben hat, zurückzubleiben braucht und seine Gaben nicht entwickeln kann und also verhemmt und verbogen in Verwirrung und Verzweiflung hineinwächst.

Der erste von den drei großen Nordleuten, der gewiß durch eigene Schuld, aber kaum weniger durch das völlige und auch schuldhaftige Mißverständnis der andern beiden Nordleute zu kränkeln anfing, waren wir Deutschen in Deutschland. Aber vielleicht sind wir durch die uns auferlegten Prüfungen auch der erste der drei großen Nordleute geworden, der da spürte, was die Stunde geschlagen hat, und der sich mit den Kräften, die ihm verblieben sind, auf den Weg der Besserung wagte.

Doch ich muß hier noch einmal eine Frage tun, um ganz klar zu sein: Was ist der Menschheitsglaube, den die drei Nordleute England und Amerika und Deutschland und alles, was zu ihnen gehört, im stillen längst gemeinsam haben? Was ist der Menschheitsglaube, den Deutschland in einer schwankenden Zeit zur brauchbaren und verpflichtenden Wirklichkeit zu erwecken versucht? Der Glaube der Nordleute ist — ich will ganz kurze Sätze brauchen —, daß die Tüchtigen mehr Recht haben als die Untüchtigen; der Glaube ist, daß die Ordentlichen mehr Recht haben als die Unordentlichen; der Glaube ist, daß die Gesunden mehr Recht haben als die Kranken; der Glaube ist, daß die Begabten mehr Recht haben als die Unbegabten; der Glaube ist, daß die Schöpfer mehr Recht haben als die Nachahmer; der Glaube ist aber auch und ist es nicht weniger, daß die Besten, daß die Leistungsmenschen, daß die Menschen mit der freien Entwicklung und mit der großen Aussicht ihrer Volksgemeinschaft dienen, und daß sie von ihrer Volksgemeinschaft aus der Menschengemeinschaft dienen, und daß sie von der Menschengemeinschaft aus dem gesünderen und glücklicheren Leben jedes einzelnen Erdenmenschen dienen. Aber zu dem Menschheitsglauben der Nordleute gehört noch eines, zu ihm gehört die unerschütterliche Überzeugung und der Wille und der Mut, daß eben wir Nordleute mit unseren verschiedenen Völkern mit unserem zutiefst gleichgearteten Wesen zu Vormännern dieser Erde berufen sind, und daß wir die Vormannschaft so lange behalten werden, solange wir uns nicht

durch müdes und auflösendes Denken und durch schwächliches und eigensüchtiges Handeln selbst verneinen.

Und wenn ich nun diesen unseren nordischen Menschheitsglauben genannt habe, und wenn ich mich also zum Herrentum bekannt habe, zum Herrentum, das seine Rechte von seinen Gaben, von seiner Leistung und Pflicht herleitet, dann muß ich auch den andern Glauben ausdrücken, durch den die Massenmenschen in der Welt heute vorgetrieben werden.

Dieser andere Glaube stellt die Masse vor das Volk und die Klasse vor die Nation, er stellt die Unbegabten vor die Begabten, die Kranken vor die Gesunden, die Schwachen vor die Starken, die Ungelernten vor die Gelehrten, die Müden vor die Frischen, er gestattet nur einer einzigen Fertigkeit ein Vorrecht, nämlich der politischen Maul- und Schreibfertigkeit.

Dieser andere Glaube nimmt seinen Ursprung vom Neide her und von der Ohnmacht und vom Nichtkönnen und von der materiellen Not her, aber er leitet sich auch her vom großen Mitleide und von dem menschlichen Unrechte, das — da wir Geschöpfe der Natur sind — immer wieder von den Stärkeren an den Schwächeren getan wird oder auch nur getan zu werden scheint.

Dieser andere Glaube geht längst durch alle Völker hindurch, weil mehr Menschen schwach sind als stark und weil mehr Menschen ungelernnt sind als gelernt und weil mehr Menschen unbegabt sind als begabt und weil mehr Menschen arm sind als reich.

Und diesem anderen Glauben haben die Leistungsmenschen erst mit ihren Erfindungen, mit ihren Büchern, mit ihren Zeitungen, mit ihrem Rundfunk und auch mit ihrem eigenen Freiheitsgefühl die Gelegenheit verschafft, daß er um die Erde getragen und verbreitet wurde und endlich gegen die Leistungsmenschen selbst gewandt wurde und gegen die Leistungsvölker und gegen deren Kraft.

Als wir Deutschen in Deutschland den Weltkrieg verloren hatten, als man uns schuldig sprach ohne Verhör, als kein Staat mit uns Mitleid hatte, als man die vierzehn Punkte Wilsons nicht hielt, als man die Hungerblockade dauern ließ, als Versailles kam, als das dumme Unrecht in Memel geschah und das schwere Unrecht in Oberschlesien, als sich der elende Ruhreinbruch ereignete, da gewann der andere Glaube bei uns nicht nur zunehmend die Massen, sondern er fing auch einen Teil der besten Leistungsmenschen, denen er im Innersten ganz und gar entgegengesetzt war, für sich zu gewinnen an. Ja, wo damals gute deutsche Nationalisten zusammen waren, konnte man die Vorschläge hören, als unterdrücktes Volk zu den sogenannten andern unterdrückten Völkern zu treten, und konnte man die leidenschaftliche Kampfansage hören nicht nur gegen die nachgemachten Westler, sondern auch gegen die echten Westler, England und Amerika, und konnte man Pläne erfahren, nicht von Schwägern, sondern von verzweifelten Latzmenschen, zur Auflösung und Zertrümmerung einer scheinbar völlig verlogenen Welt. Es waren Jahre schwerster Versuchung. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was es bedeutet hätte für die nordische Menschheit, wenn Deutschland sich damals auf die Seite der Auflösung und Rache und Zertrümmerung hätte drängen lassen. Das Deutschland der Leistung und Sauberkeit wäre selbstverständlich dabei zugrunde gegangen, aber nach uns und durch uns und mit uns wären die beiden anderen nordischen Vormänner der Welt, nämlich England und Amerika, daran gekommen.

Wir führen heute in Deutschland unter schwierigsten Verhältnissen den Geisterkampf für die Pflicht der Leistung, aber auch für das Vorrecht der Leistung, und für die Pflicht der Gesundheit, aber auch für das Vorrecht der Gesundheit, und für die Pflicht der Begabung, aber auch für das Vorrecht der Begabung; wir führen diesen Geisterkampf ganz gewiß nicht Amerikas und Englands wegen, sondern Deutschlands wegen. Doch wir wissen, daß wenn der Geisterkampf trotz allen seinen

ungeheuren außen- und innenpolitischen Schwierigkeiten und Schmerzen bei uns gewonnen wird, daß er zugleich gewonnen wird für die beiden anderen Nordmänner, ja für alle Menschen nordischen Wesens. Denn der verbissene und ganz falsche Haß der aufgewühlten Massenmenschen gegen alle Leistungsmenschen reicht in alle Völker und Nationen hinein. Was vor kurzem noch eine deutsche Frage allein schien, ist morgen die Frage Englands und ist übermorgen die Frage Amerikas. Und vor diesem Haß schützt freilich keinerlei „kollektive Sicherheit“ und schützt kein Völkerbund, sondern hilft allein die durch echte soziale Taten bewiesene Selbstbestimmung auf das Herrenrecht und die Pflege des Herrenrechtes, das mit jedem gesunden Menschen nordischen Wesens geboren wird. Und deshalb ist auch der neue Sozialismus, den wir Deutschen, von unserem Notwege belehrt, aufbauen, zuerst ein Sozialismus für den verheminten Starcken und nicht für den hemmungslosen Schwachen. Wir meinen, eine Gemeinschaft, die so bedroht sei und solche Not auszuhalten habe wie die deutsche, dürfe eben die Kraft keines ihrer Volksgenossen verkümmern lassen. Wir glauben, gute Kraft dürfe nicht Mitleid verlangen müssen, sondern habe ihr eingeborenes Recht.

Ich möchte hier etwas einfügen. Ich habe in meiner Rede öfters das Wort Herr gebraucht. Ich möchte es erklären nach der Seite der falschen Ablehnung hin und auch nach der Seite falscher Ansprüche hin. Ein großer Deutscher hat einmal geschrieben: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemand untertan; ein Christenmensch ist ein Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“ Von solchem Herrn und solchem Dienste durch das Herrentum spreche auch ich.

Ich sagte im ersten Teile meiner Rede, ich wolle keine Namen nennen, und ich habe auch die üblichen politischen Bezeichnungen nicht gebraucht, wie Sie bemerkt haben werden. Mir sind Bezeichnungen im Auslande und unter uns Auslandsdeutschen zur Zeit noch zu eng. Mir scheint, draußen müsse als unsere ganz große Gemeinsamkeit das schwere Ringen unserer Herzen und Geister gelten, das ich eingangs unser deutsches Ringen vor Gott nannte. Diesem Ringen kann sich kein Deutscher mehr entziehen, und viele Deutsche, die es sich nicht leicht machen, haben bei ihrem Gewissenskampfe jene Bibelfrage an den Himmel richten gelernt, die da lautet: „Wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesichte?“ Aber das Ringen der Herzen und Geister und Gewissen geht dennoch in einer einzigen Richtung, es geht auf eine saubere und klare Lebensordnung, in der jeder begabte und gesunde Mensch zu seiner ganzen Entfaltung kommt, und bei der nicht mehr ewig versprochen und schön geredet und nie ehrlich gehalten wird.

Wenn mir nun dieser und jener zum Schluß antwortet, das Ringen gehe aber auch um die Methode, und die Methode mache ihm das Leben schwer und bitter, so kann ich ihm nicht widersprechen. Ich stehe ja nicht hier, um auf das Pult zu schlagen und auszurufen: Right or wrong my country! In unserem deutschen Falle ist aber auch die bekannte Erklärung von Karl Schurz nicht einfach anzuwenden, der da sagte: Das Wort Right or wrong my country sei falsch, richtig müsse es heißen: My country, when right keep it right, when wrong set it right. Denn der größte Teil der deutschen Methoden, die deutschen Freunden das Leben schwer und bitter machen, sind zwangsläufige Maßnahmen, die nicht etwa von bösen und engen Köpfen in Deutschland erfunden wurden, sondern die das Schicksal uns aufnötigte.

Die Amerikaner, die Engländer und andere Ausländer neigen dazu, die Vorgänge in Deutschland so zu beurteilen, als geschähen sie in Amerika oder England oder irgendwo sonst. Sie gehen also bei ihrem Urteile von den amerikanischen oder den englischen oder anderen heimatlichen Verhältnissen aus. Wenn wir Deutschen dann draußen sind, laufen wir leicht Gefahr, selbst zu denken, daß Deutschland es doch auch einmal amerikanisch oder englisch oder französisch oder sonstwie ver-

suchen könne. Das vermag aber das ausgeraubte, geschändete, überbevölkerte Reich mit seinen unerhört schlechten politischen Grenzen leider nicht, es muß mit den besonderen Verhältnissen fertig werden, die ihm aufgezwungen sind.

Die Dinge liegen ja nicht so, daß wir in Deutschland nicht eine heitere, reiche, sonnige Welt in jedem Sinne lieber hätten als eine mühsame, harte, karge Welt, nur ist uns die heitere, sonnige, reiche Welt nicht geschenkt, bei uns ist die Not einfach da als Wirklichkeit; Wunschbilder machen uns leider nicht frei von ihr.

Am dieser Stelle aber sollte die Aufgabe des Deutschtums draußen beginnen: Ich möchte, daß es sich einmal weniger um die jeweiligen deutschen Methoden erhitze, sondern das dem Ausländer überlasse, dem das Spaß macht; es sollte sich dafür um so eifriger der Erkenntnis und der Verbreitung der Erkenntnis der deutschen Ursachen hingeben, von denen in allen Zeitungen am wenigsten oder gar nicht die Rede ist.

Das Deutschtum in Amerika und England hat den freieren Raum und die größere Weite um sich genau wie seine Wirtschaftsvölker. Dem Deutschtum draußen ist aber anders und besser als den Angelsachsen möglich, einzusehen, was unsere besondere geographische Lage und was die Schuld oder Torheit anderer an uns schwierig und verkehrt gemacht haben und was also durch Änderung von falschen Ursachen an uns rechtgemacht werden kann. Ich weiß wohl, daß solches Suchen und Sehen und Verstehen der Ursachen mit Unbequemlichkeiten verbunden ist, ja sogar mit Anstrengung und gelegentlich mit persönlichem Schaden. Leichter ist es gewiß überall und in jedem Falle, mit den Massen zu laufen und mit ihnen bald Hosianna, bald das Kreuziget ihn zu rufen. Aber der wirkliche Dienst an Deutschland und an der übrigen Welt liegt weder im raschen Tadel noch selbst im eifernden Lobe, sondern im Verstehen und in der Verbreitung des Verständnisses. Und wie kann irgendwo das Verständnis anfangen, wenn nicht Leute da sind, die ruhig zu sagen vermögen, was wirklich los ist.

Es geht heute nichts in Deutschland verkehrt, das nicht eines Tages in England und danach in Amerika verkehrt ginge; es wird aber auch nichts richtig in Deutschland, das nicht eines Tages in England und danach in Amerika richtig würde. Wenn die Massenmenschen einen von uns überrennen, sind die drei Nordmänner vorbei, und ist die Erwartung aller tüchtigen Kerle auf den endlichen Sieg der eigenen guten Kraft betrogen, und die Massenmenschen haben dann doch nichts für sich gewonnen.

Sie mögen mich am Ende fragen, was meine persönliche große Hoffnung sei für meine deutsche Heimat und für Sie hier, die Sie aus Deutschland kamen oder deren Väter einmal aus Deutschland kamen. Meine persönliche Hoffnung für uns, aber auch für alle Menschen, die die Ordnung wollen und die wollen, daß jede Gottesgabe an jeden Menschen zur Entfaltung komme, ist die Verständigung zwischen den drei Nordmännern Deutschland, Amerika und England um ihrer erkannten Gemeinsamkeit willen. Zur ganzen Erkenntnis dieser Gemeinsamkeit „for better and for worse“ können Sie das allermeiste beitragen.

Und nun lassen Sie mich den Gruß des Franz Daniel Pastorius aus dem Grundbuche von Germantown wiederholen, der mir auch wie ein Gruß Deutschlands an Sie klingt:

„Sei gegrüßt, Nachkommenschaft! Nachkommenschaft in Germantown. Sei gegrüßt, du geliebte Reihe der Enkel! Wo wir ein Muster des Rechtes waren, ahme unser Beispiel nach; wo wir aber von dem schwierigen Pfade abwichen, was reumütig anerkannt wird, vergieb uns; mögen die Gefahren, die andre liefen, dich vorsichtig machen! Heil dir, Nachkommenschaft! Heil dir, deutsches Brudervolk! Heil dir auf immer!“



Lichtbild: Zeit, Reiz im Wintl.

Die Fahrt in den Heiligen Abend.

Von Wilhelm Schäfer.

In jenen Jahren, als in den Zügen noch die Unordnung des kaum überstandenen Krieges war, und an den Bahnhöfen die Verdrießlichkeit bösen Aufenthalts hatte, wollte der Bankprokurist Eberhard Stoll von München nach Pfullendorf fahren, zum Heiligen Abend bei seinen Eltern zu sein. Er stieg am Mittag frühzeitig im Hauptbahnhof ein, fand seinen Fensterplatz zweiter Klasse noch frei, und grollte nicht, daß der Zug ungeheizt war, weil seine Decke ein warmes Pelzfutter hatte und überdies draußen ein Tag blaute, als wäre es Frühling.

In dreieinhalb Stunden bin ich in Ulm, rechnete er seiner Ungeduld vor, der Aufenthalt dort ist nicht schlimm; bis ich nach Aulendorf komme, ist es zwar dunkel, und danach beginnt erst die Fahrt mit dem Zügler: aber dem Zugführer wartet sein Christbaum wie mir; er wird sich schon eilen!

Während der Zug durch das Dachauer Moos rollte und Ballen weißen Dampfes hinter sich ließ, von denen das Fenster manchmal wie Milchglas abgedämpft war, gleich wieder die blanke Ferne zu zeigen, träumte der Bankprokurist Eberhard Stoll mit befriedigten Augen hinaus, die kaum den Wechsel der Landschaft wahrnahmen, weil sie schon längst in Pfullendorf waren, das weißbärtige Ruprechtsgesicht des Vaters unter der Pelzkappe, die stolzen Augen der kleinen Mutter und auch die verhärmte Schwester zu grüßen, die aus Konstanz zugereist war mit ihrem Kind. Denn er wußte, sie staunten ihn an, wie er mit seinem Biberpelz als ein vermögender Mann in ihre Bescheidenheit kam.

So fuhr er behaglich dahin, an den grünen Türmen von Augsburg vorüber durch das Dinkelscherbener Land dem

Donauried zu; und er bedachte, wie vielmals sie so im Krieg hingerollt waren durch Frankreich und Rußland und hatten bößere Reise gehabt. Aber nun war das alles vorbei, und der Frieden hatte ihm freundlich die Glückstüren aufgemacht, daß er sich schon lange eine eigene Bank träumte und den Genuß eines unbedrückten Lebens, den sie ihm einbringen sollte.

Der Lokomotivführer, der in die sinkende Nacht hinein fuhr, schien wirklich daheim einen Christbaum zu haben. Er gab der Maschine Kohle zu fressen, soviel sie vertrug oder mehr, und stocherte so in dem feurigen Bauch, daß die Funken am Fenster dahin stoben wie mittags der Dampf und manchmal die rote Lohe über das Land wallte. Aber der Mann hatte dem rostigen Kessel zuviel zutraut; vor Biberach mußte er bremsen, weil irgendein Rohr geplatzt war. Es gab einen Ruck, der die Hut- schachtel des Bankprokuristen einer schlafenden Dame gegen die Brust warf; und während die Weihnachtspakete rundum sich mit kühnen Sprüngen zu retten gedachten, warf ein zweiter Ruck auch noch die Koffer hinein in den Schrecken; dann schrien die Bremsen, als wieherten Pferde, indessen es rot durch die Fenster zu leuchten begann.

Wir sind entgleist und der Zug brennt! dachte Stoll; aber als er sich durch das Gewühl hinaus gequetscht hatte und draußen den Schaden besah, war keinem etwas geschehen, auch standen die Räder noch alle richtig auf den Schienen. Darum hielt der Zug doch mitten im Feld; und wenn sie auch fern die Lichter von Biberach sahen, zu gehen war es wohl weit mit dem Gepäck. So tat er, was auch die andern taten: er sah eine Weile den Männern zu, die den Feuerraum der Lokomotive aufgemacht hatten, die glühenden Kohlen herauszu-



Lichtbild: J. Gaberell

scharren, und schwarzen Höllengestalten gleich vor der roten Blut standen. Da hörte er die Stimme zum erstenmal, die weder im Klang noch sonst eine Besonderheit hatte, nur durch die Einfalt der Worte sein Ohr seltsam berührte.

„Und es waren Hirten in der selben Gegend auf dem Felde, bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde!“ sagte ein Mann, der neben ihm stand, aber statt gegen den Zug in die Landschaft hinaus sah. Einige lachten, als wäre das Lukaswort nur ein Witz; dem Eberhard Stoll aber blieb der Klang ärgerlich in den Ohren. Soll ich vielleicht noch eine Bibelstunde anhören? sagte er grimmig und kletterte in den Wagen zurück, wie wenn es an ihm läge, weiterzufahren.

Aber sie fuhrn durchaus nicht; und als nach wiederum drei Viertelstunden ein Hilfszug kam, hatten sie dazu nur Wagen vierter Klasse gerafft. Der Bankprokurist Eberhard Stoll mußte im Gang stehen, als wartete er wieder in Ulm auf dem Bahnsteig, und um ihn war das gleiche Gewühl. Neben ihm hielt sich der Mann am Fensterbrett fest, der das von den Hirten gesagt hatte, und hing seine Augen an ihn, wie wenn er ihn ansprechen wollte. Er aber sah, daß der Mann ein Holzbein hatte und einen zottigen Bart — als wäre es immer noch Krieg, wo sie so im Gewühl manchmal tagelang fuhrn und jeder sein verdrossener Platzhalter war — und wandte sich ab; denn er wollte nicht wieder zurück in das Du solcher Kameradschaft mit der grünen Fahrkarte in der Tasche.

Doch als sie nach langer Beratung der aufgeregten Beamten von Biberach weiter hinein in die Nacht fuhrn: „Der Hilfszug ginge bis Friedrichshafen“, rief der Schaffner durch das Gewühl und Geratter, kam die Stimme zum zweitenmal: „Die aber nach Pfullendorf wollen“, sagte der Mann mit dem Holzbein, als wäre er ein Mund für fremde Gedanken, „müssen in Aulendorf nachten!“

Hinten im Wagen sangen Kinder das Lied von der Heiligen Nacht, als gäben sie Antwort; sonst blieben die Menschen

stumm, weil alle nur dem Geratter zuhörten, sich in die Heimat zu träumen. Der Bankprokurist Eberhard Stoll aber, seitdem er wußte, daß der Mann auch nach Pfullendorf fuhr, stand in einem verdrückten Groll auf das Weihnachtsfest da, und daß ihm seine behagliche Fahrt in den Heiligen Abend unter solchen Umständen verlief. Am Ende muß ich gar noch zur Nacht auf dem Bahnhof in Aulendorf sitzen und komme in Kumpanei mit dem Holzbein, zürnte er in sich selber und fing an, einen Groll an den Mann mit dem Holzbein zu hängen, als ob der die türkische Ursache all seines Mißgeschicks wäre.

Als der Wagen endlich zu rattern aufhörte und die Schaffner Aulendorf riefen, war der Zug nach Pfullendorf fort, wie er nicht anders erwartet hatte. Aber es stand noch der andere da, der auch bis Neuhausen fuhr, dort aber nach Sigmaringen nördlich abschwenkte. Aus einem Troß, nur nicht in Aulendorf bleiben zu müssen, wie der mit dem Holzbein gesagt hatte, stieg er ein. Es war eine Torheit, und er wußte es gleich, als er abfuhr; denn Neuhausen war ein Dorf, und in Aulendorf hätte er einen richtigen Gasthof gehabt; aber er wollte den Mann neben sich los sein und alles, was mit ihm an dieser verunglückten Fahrt hing.

Die Uhr schlug schon neun, als der Bankprokurist Eberhard Stoll in Neuhausen ankam; und er fand alles so übel, wie er gedacht hatte. Es gab nur ein Wirtshaus, wo in der Stube ein Christbaum stand, aber schon leer ausgebrannt war; und der bäuerliche Wirt schien mürrisch, daß ihm noch jemand zur Nacht kam. Sie hätten wohl eine Stube, jedoch nicht heizbar! Als er sie ansah, war es ein kahler Raum mit zwei Betten, von denen eins gleich neben der Tür, das andere zwischen den Fenstern stand. Alles war dürftig, wie es bei den Bauern im Oberland ist; und während er sich die Hände wusch in dem kläglichen Napf, verwünschte er seinen Einfall, wie er die ganze Reise, den Heiligen Abend und seine Einfalt verwünschte, sich so von einem wildfremden Mann beirren zu lassen.



Lichtbild: Sommerer

„Hunderte Menschen haben ein Holzbein!“ sagte er zornig, „was also geht mich dieser Stündlisbruder an!“

Aber als er sich über die dunkle Treppe ins Wirtszimmer zurück getastet hatte, war auch die Wirtin da, ein flachshaariges Bauernweib mit einer häßlichen Art zu lachen, und sprach mit einem Gast, der auf einem Stuhl sitzend sein Holzbein ausstreckte. Da hätte der Bankprokurist Eberhard Stoll gegen seine Gewohnheit fast geflucht, zugleich fühlte er seinen Rücken kalt von der Unheimlichkeit, in einem fremden Willen zu sein; und haßerfüllt sah er den Mann an, der ihm mit den dunklen Augen lächelnd zunickte, obwohl sein bärtiges Gesicht unbewegt blieb.

Es brannte nur eine Lampe über dem einzigen Tisch, der mit einem zerschundenen Wachstuch bespannt war; wollte er noch etwas essen, und sein Hunger war groß, mußte er seinen Platz daran mit dem andern teilen. Und er tat es, sich grimmig verneigend, indessen der Mann, hellstichtig lächelnd, sein Holzbein nun auch unter den Tisch holte. Sie aßen danach, was ihnen die Wirtin zu bringen vermochte, Schinken, Butter und Brot, und tranken rotschillernden Wein dazu. Und über der schweigenden Mahlzeit sah der Bankprokurist erst, was für einen Prophetenkopf dieser Mann hatte, und wie seine Stirn blank über dem Pottelbart stand.

Als er zum Schluß eine Zigarre ansteckte, seine Behaglichkeit wiederzufinden, holte der andere, der seine Abendmahlzeit andächtig betrieben hatte, seine Pfeife heraus, die aus braunem Holz und gründlich verrauchte war. Sie hatten unterdessen noch nichts miteinander gesprochen, nur war dem Mann mit dem Pottelbart mehrmals ein Schatten über seine Stirn gefahren, den er mit der Hand fortwischte. Jetzt lehnte er sich in die hölzerne Lehne zurück, streckte behaglich sein Holzbein aus, tat ein paar blaue Tabakzüge und sagte: „Als der Schaffner Neuhausen rief und der Zug nach Pfullendorf war nicht mehr da, dachte ich: Hallo! Ich möchte wetten, der Kamerad hat den gleichen Unsinn gemacht!“

Es war mehr ein Selbstgespräch als eine Anrede; und wenn der Kamerad nicht gewesen wäre, hätte der Bankprokurist gegen die Feststellung nichts zu bemerken gehabt außer dem Schalkspiel, daß er auf einer Art Flucht vor dem Holzbein mit ihm an den Tisch gekommen war. So fragte er nach einer ziemlichen Weile abwehrend höflich, ob der Herr auch nach Pfullendorf wolle.

„Das freilich!“ nickte der Mann und klopfte die Pfeife auf der flachen Hand aus, die Asche zu betrachten, ehe er sie auf den Boden warf, „aber es sind vier Wegstunden, das ist für mein Holzbein zu weit! Außerdem“ wartet keiner auf mich!“

Es schien dem Bankprokuristen Eberhard Stoll, als wollte der andere damit eine Frage herauslocken; aber ihm paßte das Gespräch keineswegs, und er überlegte gerade, ob er nicht das Bett in der kalten Stube vorziehen sollte, als der Mann etwas Merkwürdiges mit derselben Sachlichkeit wie das von den Wegstunden sagte: „Kamerad“, sagte er, „ich will deinen Namen nicht wissen, wieviel Geld du hast oder was du sonst Großes bist! Aber nachdem uns der Heilige Abend hier zusammengeweht hat, sollten wir dem Christ für eine Stunde das ganze Gerümpel schenken!“

Der Eberhard Stoll war seit dem Krieg nicht mehr so ang gesprochen worden. Eine Warnung stieg in ihm auf, daß der Mann geisteskrank wäre; denn betrunken war er gewiß nicht.

„Sie glauben noch an das Christkind?“ hörte er sich selber mit einer bemerkenswerten Torheit sagen; und er ärgerte sich, daß er überhaupt auf das Gerede des Mannes einging.

Aber der hob seine Eßgabel, die er im Eifer vom Tisch geweht hatte, mit Sorgfalt vom Boden auf und drückte sie in das Wachstuch, daß sie nicht wieder davon spränge. „Seitdem ich in Frankreich mein Bein verlor, schmerzen mich meine Beine, obwohl sie fort sind: Wem soll ich da glauben, meinen Sinnen oder meiner Vernunft? Wenn an dem Baum da drüben die Lichter noch brennten, sängen wir ‚Stille Nacht‘,

ob unsere Lippen schwiegen. Und wenn wir hinaus unter die Sterne gingen, hätten wir sowieso unseren Verdruss vergessen. Ich meine, Kamerad, es lohne sich nicht, um einen weggefahrenen Zug verdrießlich zu sein!"

Jetzt war es dem Bankprokuristen Eberhard Stoll genug: „Zum Donnerwetter!" sagte er und schlug auf den Tisch: „Ist es vielleicht ein Vergnügen, hier in dem Nest zu sitzen, und meinen Eltern in Pfullendorf ist die ganze Freude versaut!"

Er sagte das mit Absicht so roh, um den Mann zu kränken; aber der sah ihn mit ruhigen Augen an: „Nein, ein Vergnügen ist das nicht!" gab er mit der sachlichen Einsicht zu, die dem Bankprokuristen immer überheblicher schien: „Aber der Ärger ist auch kein Vergnügen! Wenn der Kamerad auf mich hören wollte, ich würde ihm etwas zu Weihnachten schenken!"

„Nein, ich will weder länger auf Ihr Geschwätz hören, noch Ihnen erlauben, mir etwas zu schenken!" brauste der Bankprokurist los, der die hochmütige Einsicht des Mannes nicht mehr ertragen konnte. „Aber ich will Ihnen meine Herzensmeinung über den ganzen Komplex sagen. Ich finde, Weihnachten ist das schlechte Gewissen, das einmal im Jahr alle Menschen sentimental macht. Jeder will jedem was schenken. Die Katzen kriegen Büchsenmilch und die Hunde Konfekt. Alles singt Liebe und Frieden auf Erden; im Krieg taten wir's auch und hatten die Handgranaten dazu noch im Gürtel hängen. An der ganzen Geschichte ist dies nur richtig, daß die Geburt vor zweitausend Jahren ein ganz unmögliches und verlogenes Nährstück war. Die Menschen fluchen, betrügen, stehlen, schlagen einander tot, genau wie zuvor; nur lügen können sie besser, seitdem sie das im Namen der Dreieinigkeit tun!"

Der Bankprokurist hatte sich zunächst nur gegen die Überheblichkeit des Mannes wehren, zugleich aber auch etwas Vernünftiges gegen seine Unvernunft sagen wollen, etwas, das gleichsam einen Strich zwischen seiner Bildung und diesem Ständlisbruder zog; aber er fühlte selber, wie ihm seine Absicht mißriet, daß er die Worte nur raffte, als wären es Steine, den andern zu treffen.

Der hörte sie an, den Kopf in die Hand gestützt, und hatte die Pfeife aus den halbgeöffneten Lippen genommen, als brauchte er den Mund, um zu hören. „Was willst du dabei, Kamerad?" fragte er leise und strich seine Prophetenstirn blank, indessen sein Zottelbart traurig herabhing. Auch rückte er an seinem Holzbein, als wollte er aufstehen.

Darüber war aber die Tür schon aufgegangen, und ein paar Knechte des Ortes kamen mit ihren Mägden herein, die sonst am Heiligen Abend keinen Raum für ihre Späße gefunden haben mochten. Als das breite Geläch der flachshaarigen Wirtin mit ihnen hereinbrach, sie zu begrüßen, war Stoll schon aufgestanden, weil ihm vor Zorn übel war; er hätte die Frau fast umgerannt, so notwendig war es ihm, an die frische Luft zu kommen.

Der Bankprokurist Eberhard Stoll meinte zunächst, es habe geschneit, so weiß lag das Licht zwischen den Dächern und dem fahlen Astwerk der Bäume; als er in die Landschaft hinausgestürzt war, sah er den funkelnden Schaum der Sterne. Noch stachen die Lichter einzelner Häuser hinter ihm her, und Stimmen waren noch wach, die hinter Türen verschollen. Weil ein Weg nach rechts gegen den Hügelstrand stieg, folgte er dem, der sich ein paarmal zwischen den Äckern hin und her wand, dann aber schnurgerade das letzte Stück nahm, ihn rasch aus der Sehtweite des Dorfes zu bringen.

„Es ist zu verrückt!" sagten seine Lippen immerzu, und er schmeckte die Worte salzig, als hätte er geweint. Als er oben war, mußte er lange warten, ehe sein Blut ruhig wurde und sein Atem sich senkte; dann erst begann er die Stille zu spüren, in die er so wild hineingerannt war: wie wenn seine gerüttelte Fahrt in den Heiligen Abend nur diesen Hügel als Ziel gehabt hätte, darauf er nun stand, mutterseelenallein in der Welt und keinem äußeren Mißgeschick mehr erreichbar.

So weit er rundum sah, war nichts mehr höher als er, denn auch der Wald hielt sich geduckt an den Hügel, auf dem kein Baum, nur eine hölzerne Bank stand, an der die Lehne zerbrochen war. Er sah das Land weithin wie einen Teller gebreitet, obwohl es mit Bergen und Tälern, dunklen Wäldern und hellen Gründen bis in die flimmernde Ferne seine Vielältigkeit zeigte.

Er war seit dem Kriege nicht mehr so allein in der Nacht gewesen. Überall sonst hatten Laternen, Straßen und Häuser ihn in der Menschennähe gehalten; und im Gebirge hatte er Wandergenossen gehabt mit Gesprächen. So geschah es dem Eberhard Stoll, der ein Bankprokurist war, als er am Mittag in München abfuhr, daß der Heilige Abend die Augen gegen ihn aufschlug, ihn mit seiner Wirklichkeit zu erschrecken; denn je heller eine Nacht ist, je feierlicher ist ihre Stille, und je stummer stehen die Wälder; und diese Nacht war so hell, daß die Fernen meilenweit standen, ehe sie ihren schimmernden Rand an den Himmel verloren.

Er war zu rasch und zu unbedacht in die Stille gekommen, sie zu ertragen; er mußte die Augen niederschlagen vor ihr, und als er sich auf die runden Hölzer der Bank setzte, sich auf den Augenblick zu besinnen, in den er aus dem Betrieb seines Lebens hierher geweht worden war, hob er die Hände vor sein Gesicht, die Augen ganz zu verschließen.

„Nun mag es zehn Uhr sein!" dachte er, und es war wohl, daß er sich aus dem Verdruss und Schrecken heimflüchten wollte: „Sie haben den Baum ohne mich angesteckt und sitzen nun da, enttäuscht und voll Sorge, daß ich nicht kam, als sie den Zug mit sehnsüchtigen Blicken absuchten!" Und wie er das dachte, konnten seine Gedanken dem Wunder der Sinne nicht standhalten, das sich in seinen geschlossenen Augen begab.

Er sah die kleine Mutter zuerst darsitzen, die verarbeiteten Hände nebeneinander in ihren Schoß gelegt, und ihre Augen starrten zwar in den Kerzenglanz, aber sie freuten sich nicht daran; er sah die große Gestalt des Vaters im Lehnstuhl, den weißen Kuprechtsbart in der Hand, wie immer, wenn er nachdachte; er sah die verhärmte Schwester auf der Fußbank hockend, wie sich die kleine Marie an sie schmiegte, die allein verklärt in den Lichterglanz blickte. Er sah die Gesichter und Hände genau und sah alle Dinge der Stube, die Möbel und Bilder, als könnte er sie mit Händen greifen, als säße er mitten in ihrer Geborgenheit drin.

Lange vermochte er nicht, sich zu trennen, und als ihm der Zauber der inneren Sinne versank, wagte er nicht, die Augen zu öffnen für ihren Außendienst — wie der Versuch eines Spottkes es nannte —, einen Blick in die unermessliche Stille zu tun, darin seine leere Wirklichkeit auf einer Holzbank vier Wegstunden weit von Pfullendorf saß.

Als er die Augen wieder zur Wirklichkeit aufmachte, stand die Erde rund um seine scheuen Blicke wie ein Teller gebreitet; und die Nacht war so hell, daß die Fernen meilenweit standen, ehe sie ihren schimmernden Rand an den Himmel verloren: Für die Flucht einer Sekunde fiel die Furcht über ihn, daß er der einzige Mensch in der Welt wäre. Nie hatten ihm Fenster tröstlicher geleuchtet als nun, da er rundum im schweigenden Land ihre dünnen Lichter erkannte.

Da endlich hob er den ungewissen Blick auf in den Himmel und sah das helle Band hängen über dem Raum, vom unermesslichen Troß der Sterne umgeben. „Die Milchstraße!", sagte er glücklich; und ob es nur ein Wort war: das staunende Glück seiner Knabenzeit kam ihm darin wieder, wie er klopfenden Herzens da stand und ein einziger Blick in das Wunder war. „Wir wohnen alle in Höhlen", dachte er schauernd, „jeder in seiner allein, aber die gleichen Sterne stehen über uns allen!"

Darüber fielen Stoll die Worte des Mannes mit dem Holzbein von neuem ein: „Ich will deinen Namen nicht wissen,



Sichtort: Anollmüller.

wieviel Geld du hast oder was du sonst Großes bist!“ Als wollte das Spiel seiner Bilderschau noch einmal beginnen, sch er ihn dafsien, und er brauchte die Augen nicht einmal zu schließen: wie er die blaue Stirn strich, und sein Hottelbart hing traurig. „So sind wir alle inwendig, wenn wir das Gerümpel unserer Eitelkeit los sind!“ dachte er und schämte sich seiner bösen Worte. „Ich muß mein Unrecht wiedergutmachen!“ sagte er tapfer.

So kam nach der Ewigkeit vieler Minuten ein anderer langsam von dem Hügel herab, als der so blindwützig hinaufgestürzt war.

Als der Bankprokurist Eberhard Stoll durch die Dorfstraße gegen das Wirtshaus zurückkam, war die Nacht so hell geworden, daß der rötliche Lampenschein in den noch erleuchteten Fenstern trübselig ausah. Häßlicher aber als diese Fenster störte das Gegröhl dahinter die nächtliche Stille. Wäre es

nicht um den Mann mit dem Holzbein gewesen, so hätte sich der Bankprokurist leise hinauf in sein Zimmer geschlichen. So öffnete er noch die Tür, um sie freilich sogleich wieder zu schließen.

Um den selben Tisch, an dem er mit dem Mann gefessen hatte, saß nun ziemlich ein Duzend der Burschen und Mägde, auch das breite Gesicht der flachshaarigen Wirtin war darunter; sie hatten in einer Kette die Arme um ihre Nacken verschlungen und gröhlten das Lied von der stillen und heiligen Nacht.

Daß der Mann mit dem Holzbein nicht dabei war, brauchte ihm keiner zu sagen; immerhin war der Bankprokurist enttäuscht, ihn nicht mehr zu finden, und als gerade der Wirt, neue Bierflaschen in den Händen, aus dem Keller heraufkam, fragte er den. „Der Herr sei schlafen gegangen!“ knurrte der, indem er mit Ellbogen und Knie zugleich die Tür zum Wirtszimmer aufstieß.

Vor dem neuberausbrechenden Gegröhl wich der Eberhard Stoll auf die Treppe zurück; und für einen Augenblick vergaß

er den Erfragten über dem schmähhchen Gegensatz zwischen der stillen, heiligen Nacht und den Mäulern, die ihr Lied sangen. Dann freilich war er erst recht enttäuscht, ohne ein reinigendes Wort in sein Zimmer zu müssen. Schlafen werde ich sowieso nicht können, dachte er, als er die Tür aufmachte.

Das Zimmer war durch die beiden Fenster erhellt, so daß er sich ohne Licht zurechtgefunden hätte. Als er aber mißtrauisch die Laten ableuchten und darum die Kerze auf dem Nachttisch anstecken wollte, fiel sein Blick auf das zweite geringere Bett in der Ecke, und kam nicht mehr davon los; denn da lag der Mann, den er unten gesucht hatte, und schien schon friedlich zu schlafen. Er lag auf dem Rücken, hatte die Hände über dem Leintuch gefaltet, und das abgeschnallte Holzbein war unter den Stuhl mit den Kleidern gelegt.

Unter anderen Umständen hätte der Bankprokurist Eberhard Stoll gegen diesen unbetenen Schlafgast aufbegehrt, jetzt legte er nach der ersten Verblüffung die Streichholzschachtel leise auf den blechernen Kerzenleuchter zurück, den Schlafenden durch das Licht nicht zu stören. Und es hätte sein Vater sein können, der da schlief, so sorgfältig zog er die Schuhe aus, auf den Strümpfen zurück zur Tür zu gehen, die er nun erst verschloß, um sich dann ebenso geräuschlos zu entkleiden und nach einer sehr flüchtigen Waschung vorsichtig ins Bett zu legen.

Als er von dort aus über die Federdecke hinweg nach dem Schlafenden äugte, lag der immer noch regungslos, die blanke Stirn über dem dunkel hingebreiteten Bart, und die Hände auf dem Laten gefaltet.

Fast ist es wieder Krieg, dachte er, daß ich mit einem wildfremden Menschen im Zimmer schlafe; aber ich habe diesmal ein Bett! Und noch während er seine Glieder zurechtrückte, sich der Backmulde anzupassen, als welche es sich sogleich herausstellte, fing er schon an, über dieses unerwartete Ende seiner mißglückten Fahrt in den Heiligen Abend nachzudenken, die ihn zuerst, statt nach Pfullendorf zu den Eltern, in das gereizte Gespräch mit dem Holzbein, dann auf den Hügel mit seiner Bilderschau und nun gar in diese Schlafkumpanei gebracht hatte.

Am unangenehmsten war, daß er jedenfalls den schlafenden Mann gegenüber sah, ob er die Augen zumachte oder sie geöffnet hielt. Innendienst oder Außendienst, versuchte er schon wieder zu spötteln, ich werde mit dem Faktum nicht fertig!

Und als er auch mit diesem Galgenhumor nichts zur Lockerung seiner Gedanken beigetragen hatte, die doch notwendig war, wenn er die Nacht in dem unbequemen Bett aushalten sollte; als er sich von der rechten Seite auf die linke und wieder zurück auf die rechte geworfen hatte, um sich endlich, dem Beispiet des andern folgend, flach auf den Rücken zu legen und die Hände auf der Brust zu falten; als aber auch das ihm nicht aus seiner Ruhelosigkeit half, tat er unversehens einen sehr tiefen Seufzer.

Es mochte nach seiner Schätzung mindestens eine halbe Stunde vergangen sein, daß er vergebens die Entspannung suchte, die der andere offenbar einfacher gefunden hatte; um so erstaunter war er, als von drüben auf seinen Seufzer ein Echo kam.

„Kamerad, kannst du nicht schlafen?“ fragte der Mann, und die Stimme klang nicht so, als ob er soeben erst aufgeweckt worden wäre.

„Nein, Kamerad!“ antwortete er kleinlaut und mit einer Sorgsamkeit, die ihn selber erstaunte.

Darauf blieb es längere Zeit still; und als er über die Decke auf seinen Füßen hinüberäugte, lag der Mann regungslos wie vorher auf dem Rücken, nur hatte er die Augen — so schien es ihm — nun weit gegen die Decke geöffnet.

„Darf ich dir etwas schenken, Kamerad?“ kam die Stimme wieder herüber; und als der Bankprokurist zum andernmal folgsam antwortete: „Ja, Kamerad!“, sagte sie einfach: „Ich will dir das zweite Kapitel des Evangeliums Lukas vorlesen!“

Ich brauche kein Buch, ich kann es auswendig und ich sage es nur bis zum vierzehnten Vers.“

Und während der Eberhard Stoll zunächst erstaunt und nach seiner sonstigen Art doch wieder ein wenig abschätzig zuhörte, sprach der Mann die ersten vierzehn Verse aus dem zweiten Lukaskapitel, die außer der Bergpredigt der schönste Bericht im ganzen Evangelium sind. Er sprach sie mit seiner auch jetzt noch sachlichen Stimme, ohne einmal zu stocken oder sich zu versprechen; und wenn im Anfang der wüste Lärm von unten störte, so wurden die Worte der Verwahrlosung immer mehr Herr, bis sie zuletzt sieghaft über alle Widerwärtigkeit ausklangen.

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Der Mann wiederholte den vierzehnten Vers nach einer langen Pause, in der unten gerade eine böse Nachsalbe losging, mit leiserer Stimme; und dann begann er selber zu sprechen, als ob er wirklich ein Stündli Bruder wäre, aber er sagte: „Es ist allerlei richtig an dem, Kamerad, was du mit bösen Worten gesprochen hast, und ich habe es noch einmal lange bedacht. Auch hat der vermeintliche Lukas die Hirten nicht selber gekannt und die Stimme der Engel nicht selber gehört. Es mag auch sein, daß die Bibelkritiker recht haben, die alles für eine Sage erklären, was im Evangelium steht, außer den Briefen: aber ist es darum weniger Offenbarung? Oder wo steht bewiesen, daß es auf diesen oder jenen Weg der Offenbarung ankommt?“

Den Jesuiten wird ein Wort nachgesagt: der Zweck heilige die Mittel! Was für ein Unsinn ist das und was für ein Menschenhochmuth, Gott als Zweck einzusetzen! Diese Worte im vierzehnten Vers des zweiten Lukaskapitels sind weder Zweck noch Mittel; und wenn die Vernünftigen spotten, es habe sich gar nichts davon erfüllt, als ob sie Erfüllung brauchten: so muß ich antworten, daß sie trotzdem sind, offenbart sind, Kamerad, und daß sie mehr Trost in die Welt gebracht haben als sonst Worte!“

Der Bankprokurist Eberhard Stoll, der nach seiner sonstigen Art zunächst doch wieder abschätzig geworden war, hatte der Stimme des Mannes immer betroffener zugehört. Er erkannte die Lukasverse als einen verschollenen Bestand seiner Muttersprache wieder und wurde zum andernmal von dem Glück seiner Jugend angerührt, wie wenn er noch einmal „Die Milchstraße“ sagte. Was aber der Mann hinterher sprach, klang nicht nach Einfalt; und während er den Sinn der Worte zu verstehen vergebens grübelte, lag er in stummer Beklemmung über die Kränkung da, die er seinem Schlafgast angefan hatte, und die ihm so milde vergolten wurde. Ich gehörte mehr zu denen da unten als zu ihm, dachte er, während sich der Wirtsaum offenbar mit einem letzten Lärm seiner unheiligen Gäste entledigte.

„Bist du nicht der Bizfeldweibel Stoll, der im Februar 1916 mit vor Verdun war?“ fragte da die Stimme in seine stumme Beklemmung herüber.

Und als der Bankprokurist sich vor Staunen fast aufgesetzt hätte, aber er sagte nur leise: „Ja, Kamerad!“, sprach der Mann weiter: „Ich habe dich wiedererkannt, als du mir die bösen Worte an den Kopf warfst; denn damals warst du auch böse. Ich mußte dir als Befreiter einen Bericht bringen, der dir nicht paßte. Es war am neunzehnten Februar, und auf dem Rückwege bekam ich die Granatspitzer in meinen Fuß! Sieben Stücke sollen es gewesen sein. Ich habe damit einundfünfzig Stunden lang in einem Lehmloch gelegen, bis sie mich fanden. Seitdem liege ich auf dem Rücken, wenn ich nachdenken will.“

Nach diesen Worten war es wieder sehr lange still, und der Bankprokurist meinte die Atemzüge des Mannes zwischen den seinen zu hören, gleichmäßig und langsam, als ob er nun wirklich schlief.



Lichtbild: Knoll.

„Und du, wie heißt du, Kamerad?“ wagte er endlich leise zu fragen.

„Heinrich Schmidt!“ gab die Stimme Antwort, und es klang, als lächelte der Mann selber zu seinem Namen: „Du kennst mich nicht; ich stamme aus Franken, Eisenbach heißt der Ort.“

Unterdessen war der Lärm der nächtlichen Gäste draußen verschollen, und auch die Schritte im Haus hatten ihren Ort gefunden. Der Bankprokurist, der wie sein Schlafkumpan auf dem Rücken lag und gegen die Decke sah, wagte zuletzt doch noch eine neugierige Frage:

„Und was machst du in Pfullendorf, Kamerad?“

Diesmal hatte die Stimme offenbar einen hartnäckigen Widerstand zu überwinden, ehe sie Antwort gab: „Ich will es dir sagen, Kamerad, weil du mich fragst. Auf dem Kirchhof rechts in der dritten Reihe neben dem neuen Quersweg liegt meine Frau begraben mit meinem Kind. Es hieß Katharina, wie sie, und war erst zweieinhalb Jahre alt. Sie wollten zu mir ins Lazarett fahren, als mir das Bein abgenommen war. Es gab ein Eisenbahnungsglück wie so manche im Kriege, dort in der Gegend; sie wurden zwar noch in euer Krankenhaus überführt, wie sie sagen; aber nur vorübergehend: es war ihnen beiden nicht mehr zu helfen.“

Wenn ich jetzt nur ein Wort sagen könnte, klagte ein Gedanke in dem Bankprokuristen immerzu; aber er lag auf den Grund der Menschheit abgesunken, wo der Sprache keine Vernunft mehr helfen kann und alle Übung verfaßt. So war es Minuten lang völlig still in ihrer Schlafkumpanei, bis weit draußen einer der Burschen noch einen blöden Schrei tat. Der klang kaum lauter herein als ein Vogelruf; aber er weckte die Stummheit der Kammer zu einer Tat.

Mit einem Ruck, als wollte er mehr als die Decke von sich werfen, raffte sich der Eberhard Stoll aus dem Bett und tappte

auf Strümpfen — die er aus seinem Mißtrauen gegen die Laken nicht ausgezogen hatte — gegen das andere Bett. Er stieß im Eifer gegen das Holzbein, daß er polterte; aber es hätte dieses Geräusches nicht bedurft, weil der Mann sich schon im Bett ausgerichtet hatte. Ihre tastenden Hände fanden sich zu einem Druck, der mehr als alle Sprache des Mundes ist, wenn ihn zwei Männer mit Bedacht tauschen.

Danach legten die beiden ihre Glieder in die Betten zurück; und es schien wiederum lange Minuten, als wäre nichts mehr zu sagen. Bis der Befreite Heinrich Schmidt doch noch das Wort fand: „Melde gehorsamst“, begann er, und sein leise lächelnder Mund war in der Stimme zu hören: „Melde gehorsamst, daß wir um halb sieben Uhr aufstehen müssen, der Zug fährt gegen halb acht. Gute Nacht, Kamerad!“

„Gute Nacht, Kamerad!“ gab der Eberhard Stoll zurück und legte sich auf die rechte Seite, wie er gewohnt war, zu schlafen. Aber so leicht geriet es ihm nicht, und die Turmuhr hatte schon zweimal die Viertelstunde geschlagen, als er ganz leise hinüberfragte: „Schläfst du, Kamerad?“

„Nein, ich schlafe noch nicht“, tönte die Stimme ebenso leise zurück: „Was willst du mir sagen?“

„Daß ich ein aufgeblasener Bankprokurist bin!“ scherzte der Eberhard Stoll und war nun völlig ein Knabe, den die Mutter zu früh ins Bett geschickt hat.

„Kommst du doch, und wen bringst du da?“ fragten die Ruprechtsaugen des Vaters am andern Vormittag, als er die beiden vor seiner Tür stehen sah, den Sohn im Biberpelz und den Mann mit dem Holzbein. Aber der Eberhard Stoll war wieder Knabe geworden, der in die Ferien kam: „Ich bin in den Heiligen Abend gefahren“, sagte er fröhlich, „und habe das Christkind gefunden!“

„Stille Nacht, heilige Nacht“.

Von Karl Lütge.

In den stillen Adventstagen wird „Stille Nacht“ in jedem Haus in Deutschland und in vielen Teilen der übrigen Welt geprobt und wird gesungen, sobald die Lichter am Christbaum brennen. Weihnachtsstimmung bringt gerade dies, das verbreitetste Volkslied der Welt, so tieferfüllt zum Ausdruck.

Es wird an der Zeit sein, das Falsche, Erdichtete und Ausgeschmückte, das über die Entstehung des Liedes und über seinen Schöpfer noch heute hier und da erzählt wird, richtigzustellen. Die schlichte Geschichte der Entstehung des Liedes und das Leben des anspruchslosen alpenländischen Tonsehöpfers ist ergreifender und fesselnder als alle „spannenden“ Phantasieerzählungen. Der Schöpfer heißt Franz Xaver Gruber. Er kam als drittes Kind armer Leinwebersleute, Josef und Anna Gruber, im niedrigen, hölzernen Steinpointnerweberhaus in Unterweizberg bei Hochberg im heutigen Oberösterreich zur Welt. Karg war der Eltern Verdienst, reich an Entbehrungen die Jugend des kleinen „Franzl“. Aber die Begabung für die Musik entschädigte den Bub für alle Entbehrungen im elterlichen Haus.

Der praktisch denkende Vater wollte von solcherlei „Allotria“ — wie er es nannte — lange Zeit nichts wissen. Ein tüchtiger Weber sollte aus dem Sohn werden. So mußte Franzl als Bub bereits Tag um Tag fleißig am Webstuhl sitzen. Aber des Nachts schlief er sich zum Lehrer des Ortes, Andreas Peterlechner. Dort wurde er heimlich in den wichtigen Schulbüchern und in der Musik unterrichtet. Um auch zu Hause „üben“ zu können, steckte der findige Gruberbub in die Fugen der Holzwand seiner arnseligen Kammer Holzklöschchen; auf ihnen konnte er die zum Klavierspiel nötigen Fingerübungen machen.

Eines Tages erkrankte der Lehrer. Niemand war da, der beim Hochamt hätte spielen können. Da sprang beherzt der zwölfjährige Gruber zur Orgel und spielte zum Erstaunen der Gemeinde. Damit erwachte der Ehrgeiz des Vaters. Er erlaubte fortan den Musikunterricht, ja, er kaufte ein Spinett um volle fünf Gulden. Später willigte er dann ein, daß Franzl den Webstuhl verlassen und Lehrer werden konnte.

Wie Adelfs Hilters Heimatstädtchen Braunau, so kam auch Oberndorf, das ebenfalls unmittelbar gegenüber bayrischem Gebiet, an der Salzach, liegt, im Jahre 1816 von Bayern an Osterreich. Dort, wo Gruber als Lehrer angestellt war, entstand am 24. Dezember 1818 das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“.

Was er Großes damit geschaffen hatte, erlebte der Lehrer und spätere Organist Franz Xaver Gruber selbst nicht mehr. Als Stadtpfarrchorregent von Hallein bei Salzburg starb er, nach fast dreißigjähriger Tätigkeit, am 7. Januar 1863.

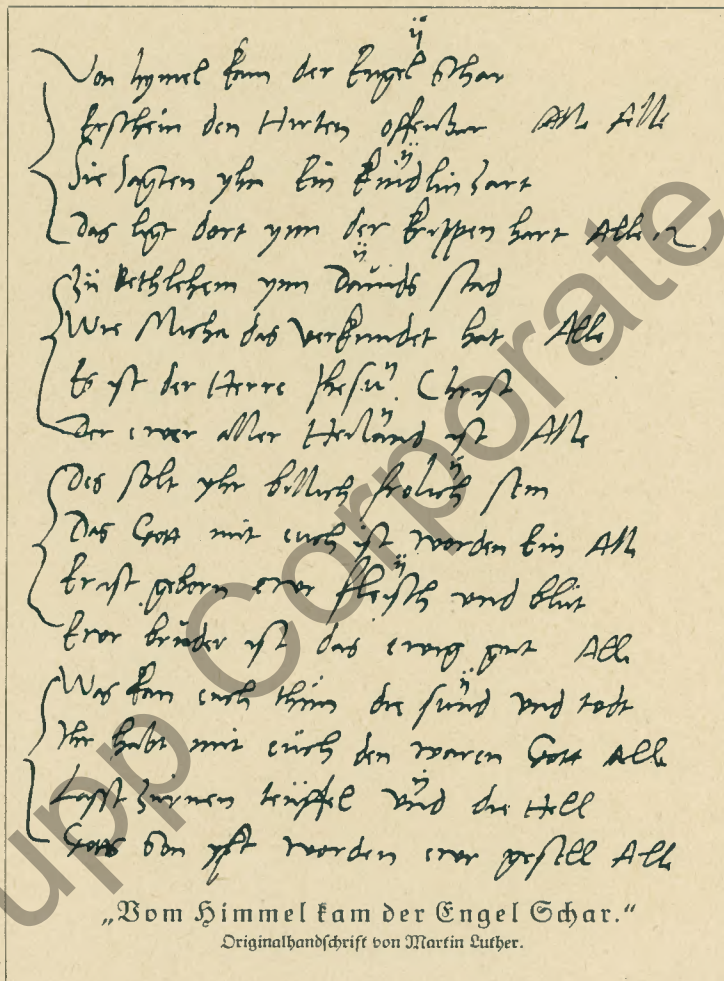
Sein Lied sang man unterdessen im gesamten Lande Salzburg und in Oberösterreich, teilweise in Steiermark, Tirol und Kärnten und selbst in Deutschland. Es wurde als „Volkslied aus der Steiermark“, als „Volkslied aus dem Zillertal“ und in Deutschland geraume Zeit als die Schöpfung von Haydn angesprochen.

Erst im Jahre 1854 begann die Nachforschung nach der Herkunft des Liedes. Die Hofkapelle in Berlin fragte im Salzburger Benediktinerstift St. Peter an, ob dort das Manuskript des „Weihnachtsliedes „Stille Nacht“ von Michael Haydn“ vorhanden sei. Zufällig wollte damals der jüngste Sohn des Komponisten, Felix Gruber, als Sängerknabe im Stift. Dieser wußte: sein Vater war der Komponist, und er erzählte bereitwillig darüber:

„Es war am 24. Dezember des Jahres 1818, als der damalige Hilfspriester, Herr Josef Mohr, bei der neuerrichteten Pfarre Sankt Nicola in Oberndorf dem Lehrer und Organisten Franz Gruber ein Gedicht überreichte mit dem Ansuchen, eine hierauf passende Melodie für zwei Solostimmen samt Chor und für Gitarrebegleitung schreiben zu wollen. Gruber entsprach willig dem Verlangen und überbrachte noch am nämlichen Abend dem musikkundigen Geistlichen seine schlichte, volkstüm-

liche, innige Komposition. Diese wurde sogleich in der heiligen Nacht unter allseitigem Beifall gespielt und gesungen —“

Verdankte das Lied dem Zufall seine Entstehung, so auch die weite Verbreitung. Zur Reparatur einer Orgel nach Oberndorf gerufen, hörte dort der Orgelbauer Karl Mauracher aus Fügen im Zillertal das Lied und nahm es in seine sangesfreudige Heimat mit. Es fand dort bald Verehrer, und durch die vier Geschwister Strasser, die alljährlich mit den Erzeugnissen ihrer Heimarbeit, meist Handschuhen, die großen Märkte in Deutschland besuchten und die nebenbei als treffliche Sänger auch in Konzerten Tiroler Lieder sangen, fand „Stille Nacht“ Eingang und Verbreitung im Norden. Von dort aus trat es dann seinen Weg um die Welt an. Im Druck erschien es im Jahre 1840 zum erstenmal, also erst zweiundzwanzig Jahre nach seiner Entstehung.





Lichtbild: Bartchy.

Lücken im Bücherschrank warten auf Weihnachten.

Von Ditto Heuschele.

Bücher sind kein geringer Teil des Glücks. Die Literatur wird meine letzte Leidenschaft sein.
Friedrich der Große.

Wenn wir in diesen letzten drei oder vier Wochen des Jahres in die Buchläden treten, bietet sich uns ein seltsames und immer wieder neu erregendes Erlebnis dar. Die Tische sind überfull von neuen Büchern; in den Regalen an den Wänden bis hoch hinauf zur Decke ziehen täglich neue Bände ein. Bücher, die gestern und heute erschienen sind, solche der letzten Wochen und Monate rufen nach uns, daß wir sie

kaufen, daß wir sie mit uns nehmen in unsere stillen Abende, daß wir sie lesen. Sie drängen sich uns auf mit der eindringlichen Macht, die das Geheimnis umschließt, das in jedem Buche verborgen ist für den, der in ihm nicht Zerstreuung und Unterhaltung sucht, sondern ein Stück neuer, fremder Welt.

Warum kommen diese Bücher alle gerade jetzt zur Weihnacht in die Buchläden?

Es ist nun fast schon zur Tradition geworden, daß ein unverhältnismäßig großer Teil aller neuen deutschen Bücher im Herbst erscheint; denn der Deutsche schenkt viel eher Bücher oder läßt sich solche schenken, als daß er sie für seinen eigenen

Gebrauch selbst kauft. So werden denn zur Weihnacht, diesem Fest des Schenkens, überall Bücher geschenkt, und das ist gut so und möge so bleiben. Die Eltern schenken den Kindern und diese wiederum den Eltern Bücher, der Freund legt dem Freunde ein Buch unter den Lichterbaum, von den Liebenden nicht erst zu reden. Auf den ersten Blick scheint es auch nicht sehr schwierig, Bücher zu schenken, wo in diesen Wochen deren so viele sich anbieten; wo bei den Buchhändlern hunderte und tausende beisammenliegen, bei den neuen und neuesten die anderen, deren Inhalt alt ist, die Jahrhunderte überdauern: die alt-heiligen Bücher der Völker, die Schriften der Propheten, der großen Dichter, der Staatsgründer und der Weisen; wo neben den ewigen die vergänglichen stehen, die erhabenen neben den trivialen, die traurigen neben den heiteren, die tiefen und dunklen neben den leichten und unterhaltenden. Und doch ist kaum eine schwerere, verantwortungsvollere Wahl zu treffen als die eines Buches für den Nächsten, den Verwandten oder Freund. Wir sehen ab von den Büchern leichter Unterhaltung, von denen eines dem anderen gleich in den Mitteln der Erregung und der Spannung, sehen ab von den Büchern, die Fachwissen vermitteln wollen. Wir sprechen hier nur von den Werken, die den Menschen angehen, unabhängig von seinem Stand und seinem Berufe, die zu seinem Herzen und zu seiner Seele sprechen, die seinen Geist und sein Gemüt beschäftigen.

Wer ein solches Buch schenkt, der schenkt mehr als ein Buch, der schenkt ein Stück Leben. Man hat davon gesprochen, daß ein wirklich gutes Buch ein Freund fürs Leben sei. Das ist ein schönes und richtiges Bild. Man liest ein solches Buch nicht einmal, sondern viele Male; man läßt sich von ihm nicht unterhalten, sondern wird von ihm angeregt, nachzudenken und innerlich mit ihm weiterzuleben; legt man es fort, so meint man von einem teuren Menschen Abschied zu nehmen, mit dem man über viele Gedanken sich aussprechen konnte, zu dem man aber auch sobald als möglich zurückkommen will. Solche Bücher sollte man schenken, Bücher, die standhalten nicht nur viele Jahre, sondern auch vor unseren wechselnden Schicksalen, die sich uns öffnen, unabhängig von unserer zufälligen Gemütsverfassung; Bücher also, die uns über uns selbst hinausheben in eine höhere, ich darf sagen schöpferische Sphäre unseres Gemütes und unserer Seele.

Es ist klar, daß dergleichen Bücher selten sind, ebenso selten wie die Menschen, die uns innerlich in jeder Stunde etwas zu geben vermögen. Aber nur solche Bücher sollten wir guten Gewissens an dem großen Fest des Schenkens unseren Nächsten in die Hände legen; denn nur so wird unsere Gabe eine langhin wirkende sein. Man sollte sich auch abgewöhnen, immer nur nach den neuen und neuesten Büchern zu fragen. Es mögen große und bedeutsame darunter sein, es gibt aber zahlreiche ältere Bücher, die sich bereits bewährt haben und die immer wieder gelesen werden sollten; deren Wert immer wieder eingesezt werden sollte, wenn es gilt, einem Menschen eine Freude zu bereiten. Wir verbinden aber mit der Freude an einem Buche den Gedanken an einen inneren Gewinn, der fort-dauert. Wir wissen wohl, wie wenig die übliche Buchkritik, wenn sie von neuen Büchern spricht, daran denkt, und so wollen wir hier, von diesem Gedanken ausgehend, von einigen Büchern sprechen, die geeignet wären, die Lücken einer Bibliothek auszufüllen. Und jede Bibliothek, auch die ausgewählteste, hat solche Lücken; das gehört zu ihr, das macht sie lebendig, und jede Gelegenheit, solche Lücken auszufüllen zu können, sei es durch eigene Erwerbung oder durch das Geschenk eines Nächsten, ist ein kleines Fest.

Wir sprechen hier von Büchern, die teils neu, teils älter sind, die aber in jedem Falle, sei es durch ihren Gehalt oder ihre Gestaltung, die Gewähr bieten, daß sie den, zu dem sie kommen, immer wieder beschäftigen werden. Keines dieser Bücher wird ihn abstoßen, keines ihn unberührt lassen, keines wird veralten, denn sie alle haben das eine gemeinsam: sie

handeln von unsrem Eigensten, vom deutschen Schicksal und vom deutschen Wesen. Man könnte neben diesen noch andere erwähnen; Vollständigkeit kann nicht der Sinn einer solchen Beratung sein, und wir glauben überdies, daß, wer einmal um das Wesen wahrhaft guter Bücher erfahren hat, hinfort ein selbstverständliches inneres Verhältnis zu Büchern überhaupt bekommen wird. Es wird sich ein Verhältnis zwischen dem Leser und den Büchern herausbilden, dem gleich, das der Mensch zum Leben überhaupt hat. Der eine wird immer nur das Letzte und Neueste, das Leichteste und Vergänglichste am Leben erkennen, während der andere ein zuverlässiges Verhältnis zum Gültigen und Bleibenden in der Vergangenheit wie in der Gegenwart findet.

Der Umgang mit Büchern ist stets ein Wagnis: Der, der viel liest, wird immer wieder einmal von einem Buche enttäuscht sein; dieses Wagnis wird zum geistigen Abenteuer-tum, wenn man sich nicht an die ewig-gültigen Bücher hält, an denen man das Maß abnimmt für die anderen.

Wir beginnen mit der Geschichte, die uns, die wir selbst in einer historischen Zeitwende leben, besonders stark beschäftigt. Die unmittelbare Gegenwart läßt sich noch nicht in endgültigen Werken darstellen, da zu viele Quellen, die solches ermöglichen, noch verschlossen sind. Trotzdem suchen wir alle nach Deutung wenigstens der letzten Jahrzehnte. Die gültigste und zuverlässigste Darstellung der Geschichte unseres Volkes in den Jahren 1919 bis 1933 gibt Hermann Müller in seinem schönen und gerechten Buche „Durchbruch zur Nation“ (E. Diederichs-Verlag, Jena), das den schweren Weg, den unser Volk zu gehen hatte, zeigt und die vielen für uns Mitlebenden nicht immer sogleich erkennbaren Zusammenhänge der einzelnen Geschehnisse sichtbar werden läßt. Ein anderes Buch, „Deutsche Geschichte seit 1918 in Dokumenten“ (A. Kröner-Verlag, Leipzig), ergänzt das vorgenannte Buch, läßt aber auch selbständig noch einmal den Weg in die nächste Vergangenheit bis zum Ende des Großen Krieges nacherleben; und dies anhand aller jener Dokumente, die den meisten von uns Gegenwart und Wirklichkeit waren. Dem aber, der die Geschichte des Krieges noch einmal überblicken möchte — und wer wollte und müßte das nicht immer wieder tun, da doch dieser Krieg das gewaltigste Schicksal der Welt und besonders unseres Volkes war —, dem legen wir das „Buch vom Kriege“ (W. Langewiesche-Verlag) in die Hände, das in deutschen und ausländischen, amtlichen und menschlichen Urkunden das Geschehen dieser vier Jahre noch einmal lebendig werden läßt. Besonders junge Menschen sollten dieses Buch immer wieder lesen, um an seiner Hand nachzuerleben, was die Väter durchkämpften und durchlitten.

Aus einer von geschichtlichen Entscheidungen erfüllten Wendzeit wie der unserer unmittelbaren Gegenwart heraus die Weltgeschichte, dieses ungeheure Werden und Vergehen der Völker und der Staaten zu überschauen, ist wohl der beste Weg, um die Gegenwart selbst zu verstehen. So war es ein guter Gedanke, gerade jetzt die ausgezeichnetesten deutschen Forscher und Lehrer der Geschichte zusammenzuführen, um ein Buch zu schaffen wie „Aunors Weltgeschichte. Von der Urzeit bis zur Gegenwart.“ Herausgegeben von R. A. von Müller und P. R. Rohden. Auf fast 900 Seiten ist das Weltgeschehen in jedem einzelnen Zeitraum von einem zuverlässigen Fachmann besonders dargestellt. So entstand ein Buch, das nicht nur belehrt und deutet, sondern auch zur weiteren Beschäftigung mit der Geschichte anregt. Müde des Lesens vieler Geschichtswerke, findet der Leser in dem Buche „Deutsche Geschichte in Bildern“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) eine Ergänzung des Gelesenen durch die Anschauung von Bildwerken, die die deutsche Geschichte von ihren Anfängen bis 1914 begleiten. Das Buch hat wohl weniger einen Selbstwert, es ergänzt vielmehr vorhandene Geschichtswerke auf eine treffliche Weise.



Lichtbild: Ufel Dieter, Mayen.

Mitunter scheint die Gefahr groß, daß das Bildbuch in unseren Tagen das Lesebuch verdrängen will. Wir wollen zwar glücklich sein, daß es möglich wurde, durch Vervollkommnung der photographischen und der Reproduktionstechnik so köstliche Bildbücher herzustellen, aber wir wollen doch nie vergessen, daß der letzte Sinn dieser Bildbücher der bleibt, uns wirklich ein Erlebnis zu vermitteln und uns in Welt und Dinge zu versenken. Das Anschauen muß zum Durchschauen werden. An solchen Bildbüchern seien hier nur zwei erwähnt: Kurt Hielschers wundervolles Bildwerk „Deutschland“ (Verlag Brockhaus, Leipzig) und Eugen Diesels „Das Land der Deutschen“, von dem ich früher schon in diesen Hefen berichtete*.

Wie die Geschichte eines Volkes nichts anderes ist als der sichtbare, Leben und Gestalt gewordene Ausdruck seines inneren Wesens, seiner Seele und seines Charakters, so auch die Kunst. Ein Volk erkennen wollen, heißt seine Kunst: erkennen. Unter diesem Gesichtspunkt und diese Aufgabe als Ziel fassend, entstand das schöne Buch „Deutsche Kunst. Eine Auswahl ihrer schönsten Werke“ von Wolfgang Graf von Rothkirch (Propyläen-Verlag, Berlin) oder Paul Brandts Werk „Sehen und Erkennen“ (A. Kröner-Verlag, Leipzig), das eine Anleitung gibt zur vergleichenden Kunstbetrachtung, wobei eben durch die vergleichende Betrachtung das besondere Wesen der Kunst und der Völker zutage tritt. Es ist kaum eine schönere Einführung und Anleitung zum Kunstleben denkbar als durch dieses Buch. Ein anderes

* Deutsches Land — deutsches Schicksal. Das Werk, XIII. Jahrg., 1933, S. 130 ff.

Werk desselben Verfassers: „Schaffende Arbeit und bildende Kunst. Vom Altertum bis zur Gegenwart“, zwei Bände (A. Kröner-Verlag, Leipzig), ist nicht minder wichtig für den, der die Kunst nicht als ein vom Leben losgelöstes, sondern ein tief im Leben wurzelndes Element des menschlichen Daseins betrachtet. Dieses Werk zeigt, wie sich die schaffende Arbeit des einzelnen und der Völker in der bildenden Kunst widerspiegelt. Ein Werk, das seiner Idee wie seiner Ausführung nach gleich beachtlich ist und die Zusammenhänge alles schaffenden Lebens zum eindringlichen Erlebnis werden läßt, ohne welches Erlebnis jede Kunstbetrachtung wie auch jede Lebensbetrachtung unfruchtbar bleibt.

Aber kehren wir von der Kunst, dem gleichsam erhöhten Leben des Volkes, zum Leben selbst zurück! Unendlich umströmt uns das Leben, in tausendfacher Gestalt tritt es uns täglich und stündlich entgegen, in millionenfacher Brechung offenbart sich uns das, was wir mit dem einen Wort Leben benennen. Hat der, der das Leben betrachtet, überhaupt noch Bücher nötig? Es gibt wohl manche Menschen, die ihrer nicht bedürfen, ohne darum arm zu werden in ihrer Seele. Wir anderen aber suchen das Leben, das wir nicht unmittelbar erreichen können, in den Büchern. Und je mehr diese Bücher vom Leben erfüllt sind und vor dem Leben standhalten, um so besser sind sie. Bücher vom eigenen Leben wurden immer geschrieben. Immer haben Menschen das Bedürfnis gehabt, davon zu schreiben, wie sie wuchsen und wurden, kämpften und siegten, lebten und litten. Vielleicht gehören diese Bücher vom eigenen Leben zu denen, die am stärksten wieder unmittelbar auf das Leben wirken. Wir wissen das aus unseren Tagen, wo

des Führers Lebensbuch „Mein Kampf“ auf das ganze Volk stark gewirkt hat und noch immer wirkt. Sollen da einige genannt werden, die berufen sind, Lücken im Bücherschrank auszufüllen, so würde als zuverlässig zu nennen sein Paul von Hinzendburg: „Mein Leben“ (Bibliographisches Institut, Leipzig), weil in ihm ein Großer unserer Zeit in seiner wunderbar klaren und gütigen Sprache schlicht und echt von seinem Leben für sein Volk berichtet. Muß man doch hundert Jahre zurückgehen, um in den „Erinnerungen Joachim von Kettelbecks“ ein ähnliches Werk zu besitzen. Vielleicht stellt sich ein anderer noch zu diesen das Lebensbuch Werner von Siemens' oder die „Gedanken und Erinnerungen“ Bismarcks. Ein Freund der deutschen Kunst aber wählte sich wohl die schönen, ganz von deutschem Wesen erfüllten „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“ von Ludwig Richter. Das alles sind Bücher, die den, der sie liest, für lange mit einer starken Kraft erfüllen werden, einer Kraft, die ihn fähig macht, in seinem eigenen Leben und Tagewerk treu und fest zu stehen. Denn auch die großen Menschen, nach denen wir unser Leben ausrichten wollen, stehen als Menschen unter denselben Gesetzen wie wir.

Von den Büchern vom eigenen Leben zu den Büchern der Dichter und der Dichtung ist nur ein kleiner Schritt; denn jede große Dichtung ist im Grunde Bekenntnisdichtung. Es kann kein großes dichterisches Werk geschaffen werden, ohne daß der, der es zu schaffen unternimmt, seinen Gehalt durch das schöpferische Erlebnis zum eigenen Leben erhoben hätte. Was in der Dichtung nicht den Atem seines Schöpfers erhalten hat, was nicht Leben erhielt vom Leben des Dichters, das fällt hin und vergeht, das bleibt Literatur, von der wir leider allzuviel haben. So sind es denn aus der Fülle dichterischer Bücher unserer Tage nur einige wenige, die wir nennen, solche, von denen wir wissen, daß sie keinen Leser enttäuschen werden, daß sie vielmehr mit einer Kraft zu ihm sprechen, die ihn verwandelt oder doch für lange innerlich erfüllt. Wenn wir Edwin Erich Dwingers große Trilogie „Die deutsche Passion“ („Die Armee hinter Stacheldraht“, „Zwischen Weiß und Rot“, „Wir rufen Deutschland“; E. Diederichs-Verlag, Jena) nennen, so wird damit ein Werk der Aufmerksamkeit des Lesers empfohlen, das wie kein zweites in unserer Sprache das Schicksal der Weltwende aus eigenstem Erlebnis gestaltet. Stellen wir dieser Trilogie die „Paracelsus-Trilogie“ (A. Langen u. G. Müller, München) von E. G. Kolbenheyer an die Seite, so tritt neben den deutschen Menschen unserer Tage das Schicksal der deutschen Menschen der Vergangenheit, wie es in dieser Eindringlichkeit und Größe nur ein Dichter hervorbringen vermochte, der nicht nur in die Wurzelgründe des deutschen Wesens eindrang, sondern von dort auch seine eigene Gestaltungskraft empfing. Andere Werke der Dichtung zu nennen, scheint leicht; es erscheint aber schwierig, sobald man von den Büchern fordert, daß sie den Leser nicht nur unterhalten, sondern wirklich ergreifen und beschäftigen sollen. Das fordert, daß ihre Gestalt vollkommen sei und ihr Gehalt derart, daß sie ein weites Leben umspannen. Solches läßt sich von Hans Grimms großem Roman „Balk ohne Raum“ (A. Langen u. G. Müller, München) sagen oder von Ina Seidels weitgespannter und großgestalteter Romandichtung „Das Wunschkind“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Josef Magnus Wehners Roman „Sieben vor Verdun“ (A. Langen u. G. Müller, München) zeigt uns das Ringen der Männer an der Westfront mit einer dichterischen Kraft und Wucht der Sprache, wie es sonst kaum einem anderen Dichter gelungen ist, während Benno von Mechows schönes Reiterbuch „Das Abenteuer“ (ebenda) vom Kriegsbeginn im Osten erzählt. Wer aber einem Freunde oder einer Freundin, einer Mutter oder einer Schwester ein sehr stilles, inniges und schönes Buch vom ewigen Wunder reinen und zarten Frauentums schenken will,

der greife zu Benno von Mechows „Vorfrömmel“ (ebenda), einem Buche, in dem sich wie in einem zarten Spiegel weites Leben und tiefes Schicksal widerspiegeln.

Wer aber Bücher der Dichtung in die Lücken seiner Regale stellt, der vergesse neben den Dichtern der Gegenwart die der Vergangenheit nicht. Namen zu nennen ist kaum nötig. Goethe und Schiller, Kleist und Hölderlin, Mörike und Stifter, Keller und Gottlieb, sie sind nicht tot, und wer zu ihnen greift, der wird erkennen, daß die Werke dieser Dichter ihn festhalten und nicht loslassen; was aber spräche deutlicher dafür, daß sie noch immer lebendig sind? Ein anderes auch wollen wir nie vergessen: das deutsche Gedicht. Es ist nicht möglich, alle Gedichtbände der deutschen Lyriker in die Bibliothek zu stellen; aber da sind einige schöne und zuverlässige, zum Teil schon klassisch gewordene Anthologien erschienen: „Die Ernte“ (W. Langewiesche-Verlag), „Saat und Ernte“ (Avenarius-Verlag), „Das deutsche Herz“ (Propyläen-Verlag), in denen das Schönste und Unvergängliche der deutschen Lyrik gesammelt ist.

Der Verlag W. Langewiesche, der uns in den „Büchern der Rose“ eine unersehbare und kostbare Buchreihe geschenkt hat, hat ein Buch „Briefe der Liebe“ herausgegeben, das es wohl verdient, immer wieder zur Hand genommen zu werden. Denn der Brief, der uns schnellebigen Menschen zum Teil verlorengegangen ist, gehört zu den Kostbarkeiten unseres deutschen Schrifttums. Die deutschen Brieffsammlungen enthalten so viele nicht nur schöne, sondern auch tiefe und wertvolle Schätze, daß wir sie nicht vergessen dürfen. Eine wirklich gute Briefauswahl fehlt leider noch immer. Aber einige der bedeutsamsten Briefwechsel sind berühmt geworden, so die Briefe von Wilhelm und Karoline von Humboldt; andere verdienen es, daß sie zu den Menschen unserer Zeit sprächen, so der Briefwechsel von Carl und Marie von Clausewitz (Schaufuß-Verlag, Leipzig). Er zeigt, wie deutsches Soldatentum in großer Zeit aufs engste verbunden war mit reinem und großem Menschentum. Ein Gleiches will das Buch „Deutsche Soldatenbriefe aus zwei Jahrhunderten“ (Schaufuß-Verlag, Leipzig) die Menschen unserer Zeit nacherleben lassen. Es will dartun, wie die Männer, die wir als Führer der Heere, als Lenker der Schlachten, als Überwinder der Feinde ehren, als Menschen groß und bedeutsam waren; es will für das Leben ihrer Seele, die Reinheit ihres Gemütes und die Hoheit ihres Herzens zeugen, es will von ihrer Gläubigkeit und ihrer Frömmigkeit sprechen. Das aber tun auch die unvergesslichen „Kriegsbriefe gefallener Studenten“ (A. Langen u. G. Müller), die nachdrücklicher als viele Werke über den Weltkrieg und über die Männer, die ihn durchkämpften, vom Leben und Sterben, von der Kampfes- und Todesbereitschaft junger deutscher Menschen künden. Ich wüßte niemanden zu denken, welchen Standes und welchen Alters er auch immer sei, der diese Briefe ohne tiefe Erschütterung lesen würde, der nicht immer wieder zu ihnen griffe.

Wir haben von Büchern gesprochen; sie liegen vor uns auf dem Tisch, sie füllen ihn. Es sind wenige, gemessen an denen, die jetzt auf den Tischen der Bucherläden liegen. Aber es sind genug, um mit ihnen unzählige einsame Stunden zu Stunden großen und reichen Lebens zu machen. Wer mit ihnen ein ganzes Leben lang lebte, würde kein armes Leben führen. Wer sie wahrhaft gelesen hat, der wird zu anderen Büchern greifen, er wird noch viele gute und bedeutende Bücher finden; aber immer wieder wird er zu diesen zurückkehren, immer wieder wird er andere Bücher an diesen messen. Wir wollten mit diesen Büchern keine Musterbibliothek aufstellen, wir wollten helfen, Lücken auszufüllen, und dies mit Werken, die bestehen können, nicht nur vor sich selbst, sondern auch vor den Forderungen von Menschen, die im Buche eine Lebenshilfe suchen.

* Bgl. Das Werk, XV. Jahrg., Heft 11, November 1935, S. 482/88.

Die Fis-dur-Sonate op. 78.

Eine Beethoven-Novelle
von Hans Heinrich Ehrler.



Es war vor Weihnacht des Jahres 1813. Beethoven hatte die Niederlage Napoleons, des einstigen Helden der Eroika, durch eine andere Symphonie gefeiert. Diese hieß Wellingtons Sieg und schob den Komponisten bei der berühmten Wiener Aufführung vom 12. Dezember auf die höchste Kampe des Ruhmes. Sie ist vergessen. Nur die Musikgeschichte denkt noch daran.

Derselben Stunde verdankt die siebente Symphonie ihre öffentliche Taufe, galt jedoch damals trotz bedeutender Wirkung gewiß nur als Beigabe zu dem patriotischen Hauptstück. In ihr wird gleichfalls das Fest eines Sieges begangen: Aus Schleiern schwindender Schatten tanzt die Freude hervor in das Wunder des Lebens.

Der Meister selber aber hatte eben wieder eine gestorbene Hoffnung einzufangen, die Liebe zu Amalie Sebald. Seinen Körper legte das schon lang darin eingeschlichene Leiden viel ins Bett, den dreiundvierzigjährigen Mann mit Melancholien quälend. Für die Kunst war leere Zeit, ein Loch. Von 1812 bis 1814 entstand außer der Huldigung an den englischen Feldherrn kaum mehr als die Sonate Opus 96, merkwürdig auch ein über versenkten schweren Dingen hinschwärmender Lobgesang.

Man kennt aus Farbdrucken und Kupferstichen das am vollstümlichsten gewordene Exemplar der absonderlichen Genies, die noch außerhalb der vier Wände ihre Gedankenräume mit sich tragen durch Gassen, Plätze, Stadttore, Wiese, Feld und Wald. Unmögk und umwimmelt gehen die von einer fremden Macht bewegten Figuren isoliert, in lustleerer Schicht, schallsicher. Nichts geht aus ihnen an die Umgebung verloren, nichts dringt ein. Ein unsichtbar darüber durch die Luft mitgehender Magnet scheint die wandelnden Wachtträumer zu geleiten. Geraten sie ins Gewitter, dann weicht der Bliß ihnen aus.

An einem kalten Morgen im verschneiten Prater spazierend, merkte Beethoven, daß es unter seinen Stiefelsohlen nicht mehr knirsche, sondern krache. Er war in die gefrorene, auch vom

Schnee zugedeckte Donau hineingelaufen, nahe bis in die Mitte, wo noch eine schmale Rinne floß. Gerade als ihn der Schauer besiel und zur Umschau zwang, sah er am Ufer, wovon er gekommen war, doch weiter landein, ein junges, in einen Mantel gekleidetes Frauenzimmer stehen. Es war ein sonderbarer Zustand, ein kühl erhellter Augenblick, worein sich der Verirrte gestellt sah durch die Erkenntnis seiner Lage und die gleichzeitige Erscheinung. Diese hatte wie ihn der Schreck festsigehftet, dann tat sie ein paar rasche Schritte, wie um herzuweilen, stand jedoch wieder, ließ den Muff von den Händen in seine Tragkette fallen, faltete die Hände über der Brust und betete stumm. Da war plötzlich eine Gewalt, welche an dem sonst hilflos Preisgegebenen zog. Im Herzen herrlich sicher geworden, schob er Fuß um Fuß über den schon schwankenden Eisboden, bis der Strand gewonnen war.

Der Gerettete ging auf die Ketterin zu. Sie ließ die Hände fallen und schien nicht zu wissen, was werden sollte. Ihre Augen waren gebannt wie die eines Rehens, aber vollgeessen von Licht. Durch eine Eingebung glückte es ihr, den Schleier über das Gesicht zu ziehen. Als er eben den Hut zog, machte die Gestalt einen leichten Knicks und wendete sich zum Weggang. Man spürte gleichsam noch an der Luft, daß auf der leer gewordenen Stelle ein Herz geklopft hatte.

Das Gesicht hatte er gesehen, und dessen Anblick gab ihm die unbegreiflich vermittelte Offenbarung, dieses Gesicht müsse sich schon oft an einem Klavier über seine Noten gebeugt haben. Ja, sein Innenohr schien das Spiel zu hören.

Der Prater, der Schnee, die Bäume, die Donaulandschaft waren verwandelt. Nachher hatte er daheim in seiner Stube in der Krugerstraße 1074 das Abenteuer im Blut. Zum Ausgleich wurden Briefe geschrieben über sachliche Bedürfnisse. Doch einer endete mit dem Satz: „Obwohl ich noch Beethoven heiße.“

Nach drei Tagen machte der Inhaber dieses Namens einen andern Lieblingsgang auf dem Glacis durch das Budendorf

des Landelmarkts. Gern strich er an den Ständen hin, wo Musikalien, Instrumente, Bücher, Bilder, Stiche und andere Gegenstände der Kunst feilgeboten wurden, freilich in den sonstigen Trödel hineingemischt und daraus nach Erlösung ruft. Manchmal ließ sich zusehen, wie etwa eines seiner Musikstücke in den Besitz von Liebhabern überging. Seit dem 12. Dezember waren die Preise dafür auch dort draußen höher gestiegen. Der Himmel über den Holzzeltgassen war blau, die trockene Kühle erheiterte Käufer und Verkäufer, der Heilige Abend ließ sich an den Fingern einer Hand errechnen.

Vor einer Bude stand die Erscheinung aus dem Prater. Er mußte die Augen schließen und wieder aufmachen, um an die Wirklichkeit zu glauben. Das Fräulein hielt eine gelblich getönte Büste in den Händen, seinen, des berühmten gewordenen Musikers, Kopf. Dieser war vor einem Jahr erst modelliert worden nach einer vom lebenden Gesicht genommenen Maske und inzwischen schon als Gipsabguß in den Ramsch geraten.

Der Beobachter wagte keine Annäherung, sondern begann am übernächsten Stand zu kramen. Drüben wurde bezahlt. Der Trödler wollte das zerbrechliche Stück in eine Schachtel packen, aber die Besitzerin nahm es an sich, an ihre Brust, und schob die zwei aus dem Schulterpelz herabhängenden breiten Flügel des farbigem, seidnen Schals behutsam darüber. Wie eine Priesterin das verhüllte Heiligtum tragend, oder anders, wie ein liebes Lebewesen bergend, ging sie durch die erste Quergasse vom Markt weg.

Wieder daheim, nahm er das Urstück der Maske aus der Schublade und legte es auf den Tisch. Sein Gesicht wurde starr wie der Tonbrocken. Doch quetschten sich Worte eines Selbstgesprächs aus den Lippenwülsten: „Amalie ist erschrocken, als ich ihr das arge Ding zeigte. Dann, voll Angst, haben ihre Augen mich angeschaut. Aber der Schreck ist nicht ganz aus ihnen gewichen und noch darin gewesen, wie sie das nächste Mal kam. Vielleicht hat's der Anblick gemacht, daß Amalie nimmer kommt?“

Er griff sich selber an den Mund, daneben an den Zerstückungsleck der Blattern, an die Nase, an die Backennochen, an den Schädel, eine unheimliche Revision. Als er wieder hinabsah, atmete die Maske. Der grausig werdende Mensch lachte schauerlich: „Aber der Klein hat jetzt den Gipskopf gemacht, den edlen, erhabenen, idealen. Nach der verschobenen Pockenlarve bildete er ein klassisches Haupt, daß man es hundertfältig auf Klaviere stellen und verehren kann!“

Von Beethoven wird erzählt, heftigsten Zuständen seien oft zärtliche Gefühlserweichungen gefolgt. Im Jähzorn gemachte Scherben habe er bis auf die Splitter aufgelesen, gestreichelt und geduldig mit Kitt zu heilen versucht. Derart plötzlich gerührt, sah er jetzt wieder visionär die Käuferin vom Landelmarkt die eben geschmähte Büste unter dem seidnen Tuch gleich einem Messelch davontragen, oder gleich einem Vogel.

Wie musikalische Kompositionen herkömmlich drei Sätze haben, so setzte sich in ihm die romantische Gewißheit fest, daß es zu einer dritten Begegnung kommen werde. Ja, er begann die freundliche Erwartung in dieser Weise am Klavier thematisch durchzuspielen.

Zwischen den Festen fiel ihm eigentlich fremdartig ein, abends noch nach Grinzing hinauszuspazieren und einen Grinzinger zu trinken. Der Gedanke machte durstig. Nach dem Marsch durch Stadt und Vorstädte saß er dort in guter Weinstube vor dem Schoppen. Von anderen Tischen wurde heimlich auf ihn gedeutet. Als der zweite Schoppen kam, war dieser viel blumiger und spriziger. Der Wirt hatte, auch verschwiegen, dem bedeutenden Gast vom Festen heraufgeholt.

Die wohlige Wärme des Trunkes in den Mantel gehüllt machte er sich auf den Heimweg. In einer Gartenstraße spürte

sein Körper, es sei Musik von ihm da, ein Klavier habe begonnen. Das vom Wein angeregte Blut geriet unter galvanischen Strom, und inwendig geschah eine Lockerung.

Die ersten Takte der Fis-dur-Sonate Opus 78 wurden gespielt. Die Gittertür am Zaun war offen. Ihm schien, er trete in seine Ländchen ein gleich in einen leichten Freudenraum, den er vor Jahren einmal gebaut hatte. Es war Verwünschung, der ein Mensch folgen muß.

An dem Haus, das als ein Schattenwürfel im bläulichweiß verschneiten Garten stand, waren nur unten zwei Eckfenster erleuchtet, die Vorhänge hinter den Scheiben herabgelassen. Ohne sich nach dem Beziemenden seines Luns zu fragen, ließ der Eindringling sich vollends anlocken. Die Pulse schlugen. Er fühlte es, weil drinnen ruhig der einleitende Satz wie ein holdes Gebilde seliger Stunde entstand.

Die Rollschur des Vorhanges hatte sich nicht ganz geglättet, und so war seitlich eine Lücke, ein Guckloch geblieben.

Am Flügel saß sie zwischen je zwei Wachskerzen, die rechts und links in Silberleuchtern brannten. Ihr Kopf und ihr Oberkörper waren von den beiden Kerzenpaaren in zwei darum her zusammenschwimmende Lichtkugeln hineingehoben. Das Haar flimmerte. Oben hinter dem Flügel, von dem Dunstsaum der Aureole noch berührt, stand auf einer Wandkonsole die Büste.

Des Fräuleins Hände senkten sich zur Pause auf den Schoß. Atmender Liebreiz war gleichsam verkörpert von dem Spiel übriggeblieben. Dann kam, wieder anhebend und entstehend, der zweite Satz, Scherzo und Rondo ineinandergewunden, Silberquellen aufrieselnd, Perlen emporgeworfen, Wonnelaute, von entzückten Paradiesgeschöpfen kunstvoll in den Himmel gestreut. Selige Dinge, aus einer tönenden Holzlade gezaubert.

Das war von ihm? War fortgewesen? Und kam zurück zu ihm? Seine Hände hatten es hervorgebracht, dann schwand es aus seiner Stube, und nun brachten es die Hände des fremden Mädchens in dem fremden Zimmer wieder hervor? Die Fragen flogen nur halbberußt in ihm auf. Er hatte seine Finger an die Scheiben gespreizt, um die Schwingungen aufzunehmen. Kein Gedanke regte sich, daß er nicht höre. Wie ein beglückter Lehrer lauschte der draußen stehende Mann mit seinem ganzen Leib. Er hatte vermocht, dieses anmutvolle Gotteskind so wunderbar zu bewegen!

Doch als das Spiel wieder und ganz schwieg, wurde ihm durch die Stille etwas Großes kund: „Diese Sonate, welche ich die meine nannte, gehört nicht mehr mir. Sie ist etwas Lebendiges, Seiendes, Losgelöstes, Entrücktes, für sich gewordene Form und Substanz. Sie wird sein, wenn ich verwest bin, weil ihr von keiner Verderbnis mehr anzufressendes Wesen einging in ein ungreifbares, doch magisch wirkliches Reich. Nirgends und allgegenwärtig; denn wo ein Menschenfinger eine Klaviertaste anschlägt, kann das Wunder wieder erscheinen, überall und immer die Willige aus dem Raum ihrer geheimnisvollen Wohnung niederkommen, um das Leben der Menschen zu berühren. Doch nie mehr darf die Herabgeneigte ganz in dieses Leben hinein zurückkehren, dem sie entstiegen ist.“

Er fühlte auserwählt, daß er einmal das Gefäß gewesen sei. Reine, kühle Nüchternheit lüftete die Dinge in ihm. Schon beinahe schmerzlos faßte sein Herz den Entschluß, dem Erlebnis nicht weiter nachzugeben.

In der Lichttrize des Vorhanges schrieb er auf ein Notizblatt die ersten Takte der Sonate und darunter seinen Namen.

Das Blatt steckte er mit seiner Busennadel fest in die Bleifassung des Fensters. Der draußen sich Entfernende sah dieses aufgehen. Das weiße Blatt, von innen belichtet, wurde entdeckt und weggenommen. Das Fenster blieb eine Weile offen.



Ein erzener Gruß zum neuen Jahr.

Betrachtungen zu den Neujahrspaketten Heinrich Moshages von Dr. Erwin Laaths.

Gehetze aus Eisen, Lächeln aus Bronze: leicht andeutende und vieldeutende Mufen im ernstesten Stoffe, im Stoffe der Panzer und Schilde, der Stampfer und Hämmer — nur der schnellfertigen Meinung erscheint dieses Bündnis als Widersinn. Doch der Kundige weiß recht wohl um die heiterste Anmut in den hephaistischen Erzen; eingedenk der zahllosen Kunstgebilde schon der ältesten, eisgrauen mythischen Schmiedemeister bis zum fabulierenden Plastiker der Gegenwart. Verzierte doch bereits der hinkende Feuerbeherrscher des Olympos jenen vielbesungenen Schild des Achill mit erzählerischen Figuren. — Begeben wir uns drum mit solchem homerischen, also anerkannt klassischen Beistand getrost in die humorigen Winkel der Erz-bildnerei: froh darüber, daß der Menschengestalt selbst der schrecklich-erhabenen Materie noch den Stempel seiner schöpferischen und scherzenden Überlegenheit aufprägen konnte.

Die Reliefplastik gewährt von jeher den geschichtensinnenden Träumern Raum zu Einfällen aller Art — und in ihrer äußerlich kleinsten Gestalt, als Plakette und Medaille, geht sie bis zur witzigen Verspieltheit. Und da sonderlich die vorzeichenreichsten Feste der Erdenbewohner — und hier wiederum die Jahreswende mit ihren Geheimnissen — schickliche Anlässe zu Empfehlungen und Grüßen mit vielsagenden Symbolen sind, seien es die Neujahrspaketten, denen diesmal ein freundlicher Anteil gilt.

Zwar nicht gerade zu Neujahr, auch nicht in Erz, beglückwünschte einst Albrecht Dürer einen Freund, als er ihm ein

reizend aquarielliertes Christknäblein schickte; aber es geschah immerhin zur Weihnacht und war also „angewandte Kunst“ — ebenso angewandte Kunst wie seit 1810 die Neujahrspaketten der Gleitiger Hütte, die mit einem solchen Eisengruß einen alten Bergmannsbrauch in neuer Form wiederaufnahmen.

Seitdem sind die künstlerischen Bemühungen um die Neujahrspakette (und auch Weihnachts-) Plakette dauernd im Flusse geblieben, so daß man im Besitze einer größeren Reihe von ihnen unter anderem eine recht aufschlußreiche Abspiegelung aufeinander folgender Reliefstile hat. Zudem eignet diesen Erzeugnissen der plastischen Kleinkunst als Denkmälern des Jahres, soweit sie Vergangenheit oder Zukunft berufen, auch ein zeitgeschichtlicher oder zeithefnächtiger Wert.

Ganz unverkennbar arbeitet der Bildhauer Heinrich Moshage seine Neujahrspaketten häufig in dieser allegorischen Absicht — was ihn aber nicht hindert, so löblicher Unternehmung oftmals humoristische Züge mit gleicher, alle Formate sicher beherrschenden Technik einzufügen. In diesen kleinen Gebilden walten dieselben gestalterischen Antriebe wie in seinen größeren Werken: es ist die typisch künstlerhafte Freude an der geschmackvollen Wohlgeformtheit eines Gegenstandes, daneben aber auch die anfänglich nur erahnte, später

jedoch zur klaren Erkenntnis gediehene, ganz erlebte Einsicht, daß jede wahre Form sich nach einem einheitlichen, inneren Entfaltungsgesetz aufbaut, von dem die Einzelheiten stets nur thematische Variationen sind. Geschmack und Schönheit in



ihrer Vereinigung als dekoratives Bestreben verschmähen alsdann, wie an den meisten Stücken feststellbar, keineswegs die Elemente des Witzes und Humors; aber nie entartet die Plakette Moshages zum bloß kauzigen Einfall.

Überschaut man die Folge dieser sechs ausgewählten Arbeiten von ihm, dann wird man die originelle Verwirklichung jenes durchgängigen Bildnerwillens am zwar nur gelegentlichen, aber doch mit voller handwerklicher Treue zu Ende geführten Teilgebiet seiner Plastik wahrnehmen.

Da ist zuerst die Plakette für 1932: ein Drehorgelspieler zeigt die vom allgemeinen Interesse sorgsam vernommene Moritat von der Kunst, die — ja, man muß schon sagen: die abgemurkst wird! Die Raumaufteilung dieser behaglich-bittern Geschichte erscheint flott gelöst: mit Kurven, deren Schwingung einander im Gegensinn entspricht, ist das Ganze gegliedert, jedoch ohne nachdrückliche Absicht. Zweifellos wollte Moshage auch nicht durch strengere Komposition den ohnehin etwas fragwürdigen Bildvorgang noch gewichtiger machen — ist doch diese Plakette typisch für den fast verzweifelten Nihilismus des damaligen Künstlerbewußtseins: die Entfremdung zwischen Schöpfer und Volk war kaum überbrückbar. Doch „mit guter Fahrt“ geht es bald weiter, hoffnungsvoll ins Jahr 1933! Die Plakette ist diesmal mehr kunstgewerblich locker und doch schmuck in ihrer etwas herkömmlichen Allegorie. Und bald findet Moshage in zwei Plaketten denn auch die volkhafte Wendung: sowohl der geordnete Einzug der flaggenfestlichen Menge in die Werkstätte der rauchenden Hochöfen — wobei sinnreich doch die mitverherrlichte Ahre im Hammersymbol erscheint, wie auch die feierlichere Versammlung um die vergöttlichte Erdnatur mit den Zeichen des mühsamen Fleißes, der nährenden Gnade und des geistigen Ruhmsorbers — sie sind der gültige Beweis für diese Einheit des künstlerischen und des staatlichen Erlebnisses. Besonders die letztere Plakette zeigt zumeist die klassischen Fähigkeiten im Kompositionstalent Moshages: rhythmische Musikalität in den begiggen, sich ähnlich wiederholenden Schwingen der Landschaft, denen die Kurven des Zweiges und der Ähren entsprechen. Die Falten im Gewande der Frauengestalt verlaufen im Gegensinn — aber auch bei diesen sieht man wiederum den Gleichklang der Bewegung. Die Rundungen werden diskret kon-

trastiert von dem eckigen Hammer und den geraden Strahlen des Hauptes.

Neben diesen Plaketten von unpersönlicher Aussage stehen zwei andere Arbeiten, die den Plastiker Moshage auch einmal selbst erkennen lassen. Die Medaille mit dem emsigen Bildhauer deutet hin auf die oben schon erwähnte Doppelheit der seelischen Regungen: während der Meißel des pathetisch ausholenden Meisters an der unverkennbar klassizistischen Monumentalbüste schafft, quillt zu „stillosen“ Bunde mit ihr vereint ein fetter Kaktus empor — stachlige Schwurzen brechen sich also ebenfalls Bahn aus diesem Künstlergemüt, wie die behren Projekte. Der Zauberer endlich, der das etwas schwankende Jahr aus dem blumigen Kasten lockt, äußert bei einem fastbereiten Wohlgefallen doch auch etwas von Ben Urbas Weisheit in seiner zeremoniösverschmigten Gebärde. Das beginnende Mädchen, gewiß, ein Fruchtkörbchen hat es, wie die meisten — im Anfange nämlich. Doch dann wird auch dieses auf vollendem Rücken balancierende Glück sich als gleicher Art wie seine Vorgängerinnen erweisen. . .

Und so gewiß sich in diesem vielmeinenden Sinn Moritat und Zauberei berühren: ist doch des einen anklägerische Ballade nicht minder ein Schaustück als des anderen skeptische Gaukelei — diese neueste Plakette Heinrich Moshages bekennt sich bei aller gereiften Erkenntnis dennoch in humoristischer Gelassenheit zu steter Zauberverwilligkeit. Zauberverwilligkeit aber ist nur ein magisches, ein Märchenwort für Schöpferwille. Den also gilt es jahraus, jahrein zu betätigen — wenn auch, scheinbar, immer dasselbe dabei zutage tritt. In Wahrheit ist es doch, wieder und wieder, ein neues Jahr!

In dieser erhebenden Betrachtung des Weltlaufes beim Jahreswechsel dürfte man noch ein Wörtchen über den anderen Zweck einer solchen Plakettenabhandlung sagen: ein anderer Zweck neben dem kulturell Förderlichen ist nämlich der wirtschaftliche der deutschen Künstler. Allenfalls bieten sie dem grüßfreudigen Volksgenossen ihre haltbaren Kleinwerke an — daß der sie einmal an Stelle der markt gängigen Postkarten verwende. Der Empfänger erinnert sich dieser Neujahrsgratulation fürderhin genauer als des bald vergessenen Papiers. Und dieses festere Band hilft damit auch den Künstlern, ihr gewiß am meisten bedrohtes Dasein zu festigen.



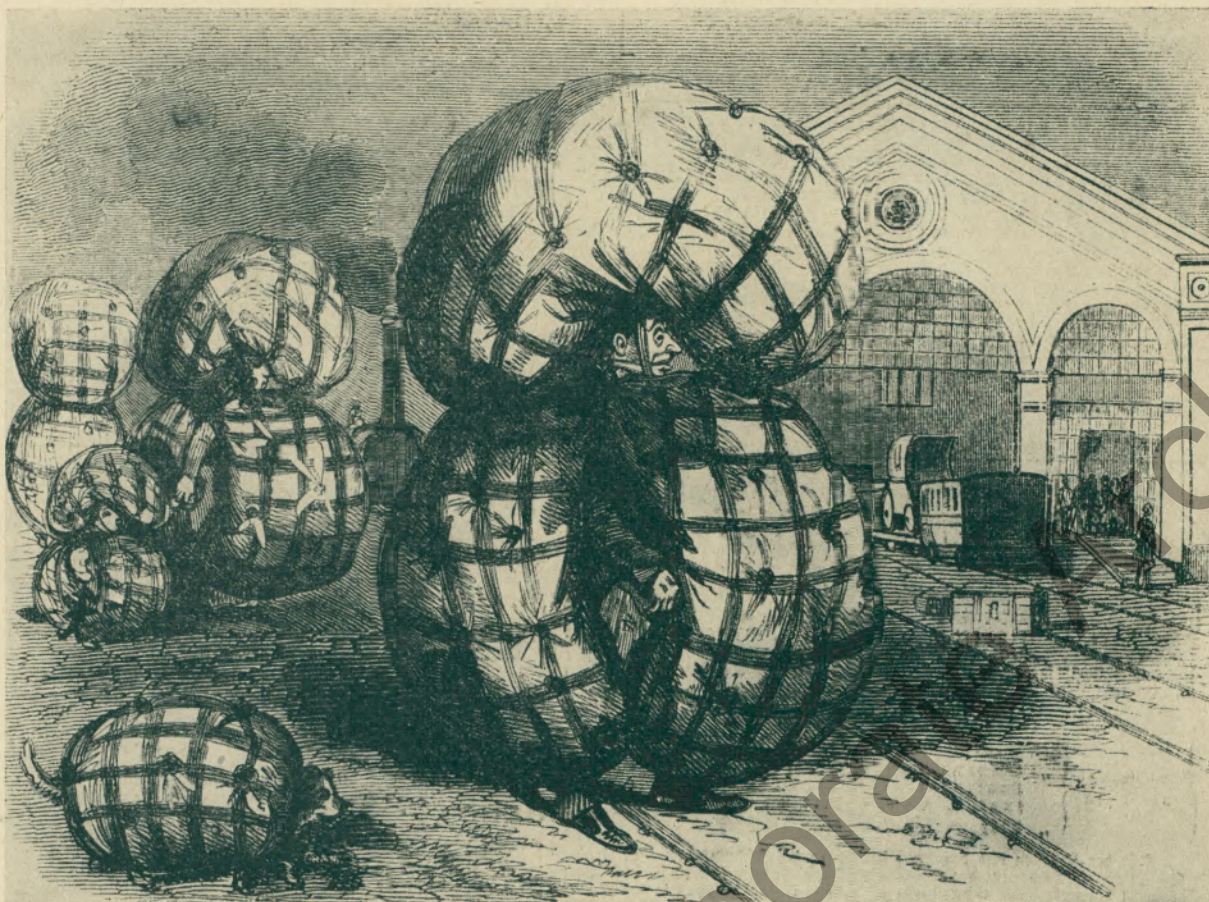


Abb. 1. Safety first! oder Der vorsichtige Fahrgast.
Ein Vorschlag der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ aus dem Jahre 1847.

Lichtbilder: Archiv Cenzpiehl.

100 Jahre Eisenbahn — 100 Jahre Eisenbahnhumor.

Von Hermann Rohde.

Allen Kultur- und Kunstgeschichten, dem Fortschritt und der Entwicklung auf jedem Gebiet menschlichen Wirkens gemeinsam ist das Bild der Menschheit als „Masse Mensch“ in der Rolle des Nachzüglers gegenüber der Genietat und dem Genie. Stürmt dieses voraus und aufwärts, entreißt es, immer wieder Prometheus, das göttliche Feuer dem Himmel, blickt die Masse geblendet, mit Mißgunst und Unverständnis, in die strahlende Lichtflut, die doch bestimmt ist, ihren Weg neu und weiter aufzubellen, und verlacht sie, träge und ewig befangen im Gestrigen, als Irrlicht. So entstehen nicht mit, sondern trotz ihr die Werke der Meister, bewahrheiten sich trotz ihr die Worte der Weisen und Pro-

pheten, eröffnen sich heller und heller trotz ihr der Weg und die Weite der Aussicht.

Wüßten wir's nicht durch Überlieferung, wir würden doch ahnen, daß man Ferrisovens letzte und größte Offenbarungen

Wahnsinn schimpfte, daß man Giordano Bruno verbrannte, daß der Erfinder der Stecknadel, des Regenschirms verachtet im Elend verkam. Und bliebe uns auch dieses Ahnen versagt, eine — nicht einmal tiefe — Bekanntschaft mit der Kritik, der Satire und dem Humor, die jedes neu aufsteigende Gestirn wie das Gequake der Frösche im Sumpf begleiten, würde genügen, uns erkennen zu lassen, wie wenig gewachsen den geistigen Latzen seiner Zeit der Mensch als

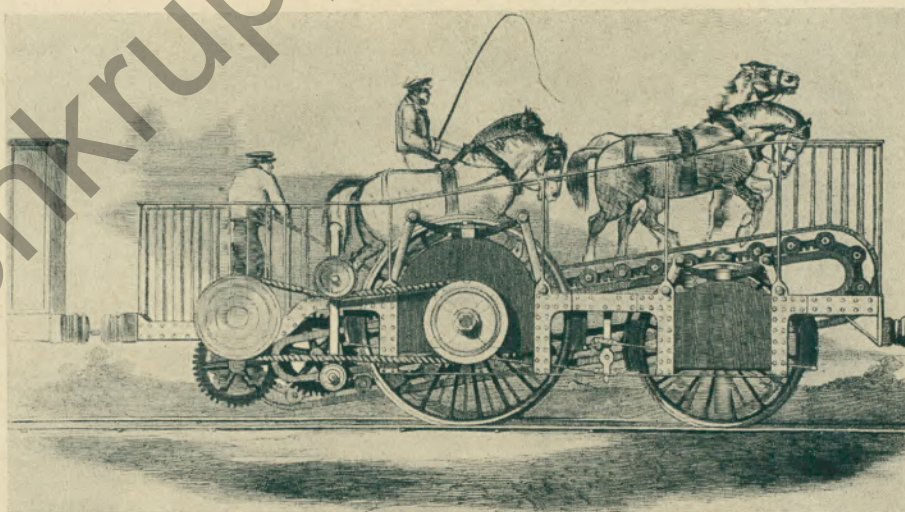


Abb. 2 „Patent-Impulsoria“, mit der auf der Londoner Südwestbahn Versuche zur Erhöhung der Geschwindigkeit angestellt wurden.

Zus der „Leipziger Illustrierten Zeitung“, 1850.



Abb. 3.
Angsttraum
eines Spekulanten
in Eisenbahnwerten.
Aus „Punch“, 1845.

Masse ist. Und wie wenig er bewirkt trotz diesen Waffen! Denn seine Kritik, seine Satire treffen ihr Ziel ja nicht, können es nicht treffen, weil diese Waffen nur gegenüber einem Negativen Sinn und Wirkung haben.

So bleibt denn übrig die freundlichste Art der Äußerung gegensätzlicher Meinung, der Humor. Der aber auch vor der verkannten und nicht begriffenen Genietat sich nie zu wirklicher Höhe, zum „Ding an sich“ erhebt, deshalb kaum Eigenwert, dafür aber einige Wichtigkeit als tragikomische Begleitmusik auf dem dornenreichen Weg des Genies, als ein Kulturdokument hat, das unseren Begriff von der Wirkung der Genietat auf die Menschheit ihrer Zeit vervollständigt und manchmal sogar erst festlegt.

Solch ein Kulturdokument sind denn auch die zahlreichen

Beispiele des Humors, der die Eisenbahn von ihrem Entstehen an bis heute begleitet hat. Die hundertjährige Geschichte des „Dampf-osses“, seiner Entwicklung, Fortschritte, Rück- und Fehlschläge, ist an diesen Zeugen eines glossierenden, gleichsam als kritischer Beobachter immer mitreisenden Humors geradezu abzulesen. Und es erweist sich dabei auch hier, wie jahrzehntelang die durch diesen Humor sich äussernde öffentliche Meinung weder die ungeheure Bedeutung des neuen Verkehrsmittels auch nur ahnte, noch dem, was dieses bis dahin tatsächlich erreicht und geleistet hatte, eine anerkennende Wirkung zuteil werden zu lassen in der Lage war. So daß es auch dieser menschlichen Großtat nicht anders wie allen erging, daß sie sich nicht mit und durch die Menschen, sondern trotz ihnen entwickelte bis zu der heutigen — und offenbar lange noch



Abb. 4. Das Eisenbahnfieber
von 1845.
Aus „Punch“, 1845.

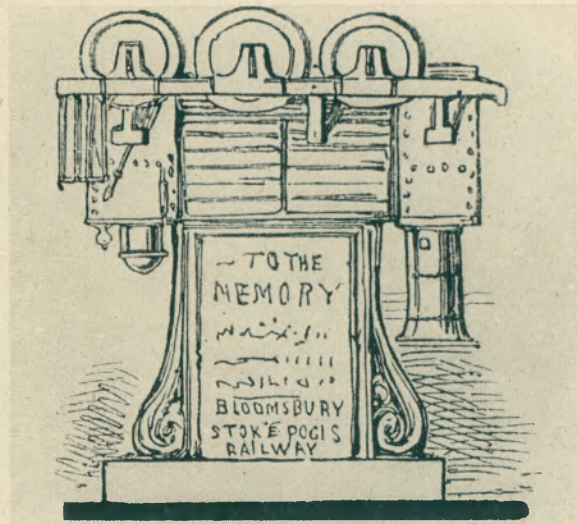


Abb. 5. Denkmal zu Ehren verkrachter
Eisenbahnprojekte.
Aus „Punch“, 1846.

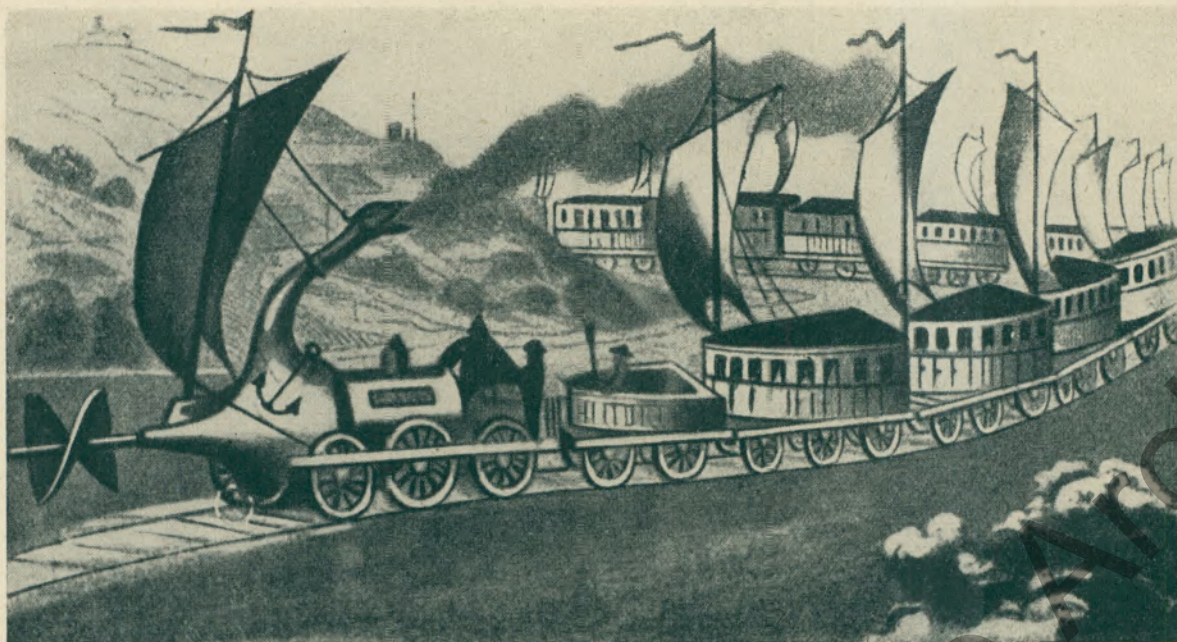


Abb. 6. Vorschlag zur Erhöhung der Geschwindigkeit der Eisenbahn.
Aus dem „Dorfbarbier“, 1851.

nicht letzten — Höhe, die freilich nun längst kein Mensch mehr bestreitet.

Wenn unsere Großeltern schon keine weiter Reisen machten, ohne trotz der doch altvertrauten Postkutsche ihren letzten Willen niederzulegen oder sich wie zu einer Fahrt durch Himmel und Hölle zu rüsten, wie erst mußte die schnaubende und ratternde erste Eisenbahn, dieses Kohlen freizende, Ruß verbreitende und mit bis dahin unvorstellbarer Geschwindigkeit klirrend einherrollende Schienentier auf ihren Gemütszustand wirken! Kein Wunder, daß die öffentliche Meinung zuerst fast ausschließlich bei dieser Erfindung nur die Gefährlichkeit sah, daß in den ersten Jahrzehnten die zwar humoristisch gemeinten, aber doch einer ganz ernsthaften Besorgnis entsprungenen Vorschläge zur Minderung der Gefahren auf der Eisenbahn überwogen. So richtet sich der Humor des hübschen Blattes aus der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ von 1847 (Abb. 1) anscheinend gegen die überängstlichen Fahrgäste; doch nicht sie riefen es oder die drollige „Einrichtung zur Verhütung von Eisenbahnzusammenstößen“ aus dem „Dorfbarbier“ von 1851 (Abb. 10) und viele ähnliche hervor, sondern ganz eigentlich der durchaus allgemeine Begriff, daß eine Eisenbahnfahrt einem halben Selbstmord gleichkomme. Freilich fand dieser Begriff immer wieder Nahrung durch die Unfälle, die naturgemäß und um so mehr gerade dieser großen Erfindung nicht erspart blieben, als ihr Wesen solche Unfälle kaum vermeidbar machte. So daß er sich nicht nur ungewöhnlich lange erhielt, wie das Blatt aus dem „Kladderadatsch“ von 1872 (Abb. 8) mit dem bezeichnenden Text „Freudige Auf-

regung und Dankbarkeit der Passagiere, die zwei Stunden ununterbrochen auf der Bahn gefahren sind, ohne zu verunglücken“ beweist, sondern sogar noch im neuen Jahrhundert hier und da, wie zum Beispiel in der Zeichnung aus den „Luftigen Blättern“, Jahrgang 1901 (Abb. 9), herumspukte.

Ein anderes weites Feld eröffnete sich dem „Eisenbahnhumor“ durch die Spekulation, die sich überall, hauptsächlich aber in England und Nordamerika, des neuen Verkehrsmittels bald bemächtigte. Dem Laumel des Spekulationsfiebers (Abb. 4) folgte rasch die Reaktion, die den Spekulanten in Eisenbahnwerken schlaflose Nächte verursachte (Abb. 3), bis der unvermeidliche Zusammenbruch — der „Punsch“ von 1846 errichtet ihm ein „Denkmal zu Ehren verfrachteter Eisenbahn-

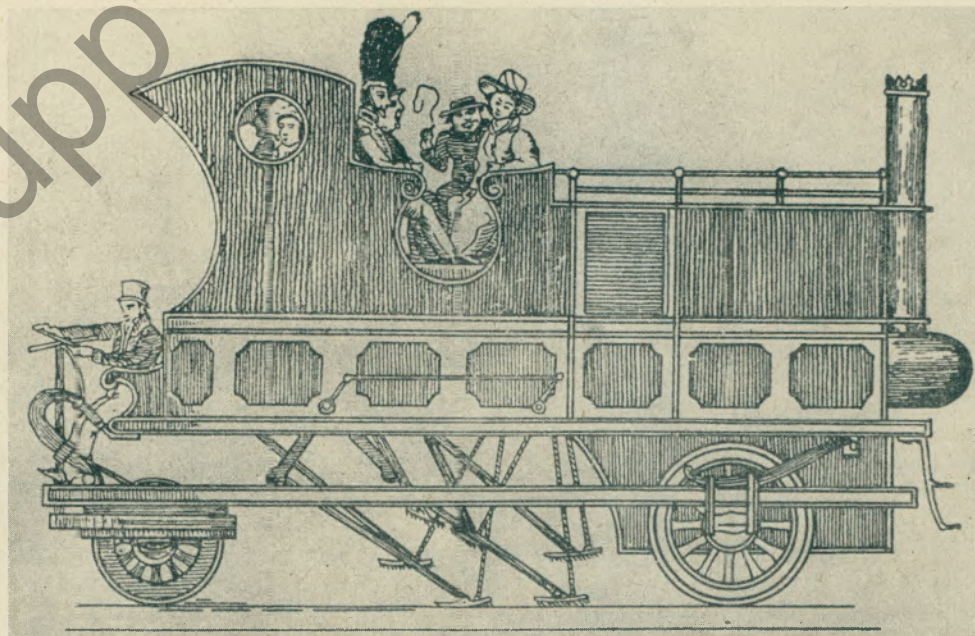


Abb. 7. Lokomotiventwurf von David Gordon nach einem englischen Patent (!) aus dem Jahre 1824.
Die Maschine ist mit beweglichen Füßen zum Abstoßen eingerichtet.
Nach Luke Heberts Ingenieur-Enzyklopädie von 1842.

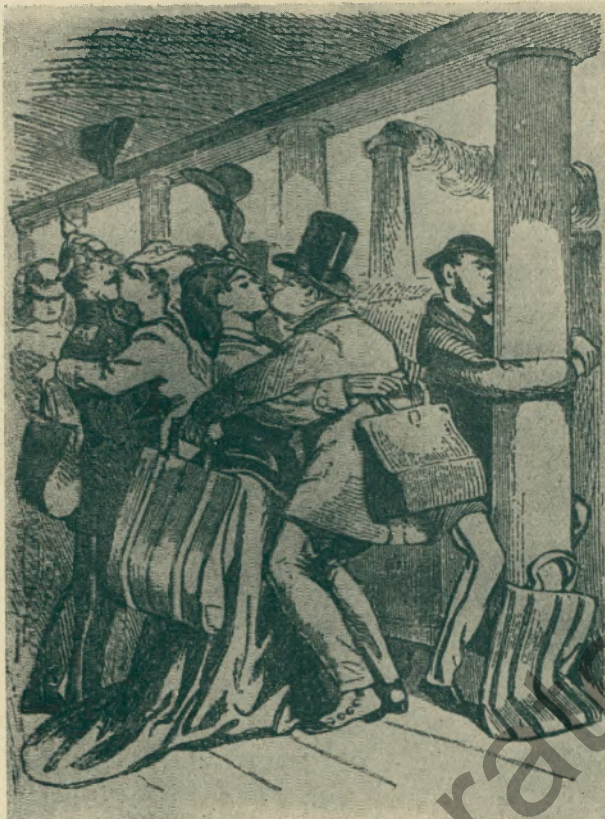


Abb. 8.
Zugankunft auf
dem Anhalter Bahnhof
in Berlin
im Jahre 1872.
Aus dem „Kladderadatsch“
vom 20. Oktober 1872.

projekte“ (Abb. 5) — diese Ara einer Krankheit beschloß, die die Eisenbahn aus den Zu- und Wechselfällen einer noch ziellosen Kindheit in die gesunde und zukunftsträchtige Zeit der sich mehr und mehr entwickelnden Reife hinüberleitete.

Freundlicher und treffender als der Humor all dieser Blätter, der hinter der Bedeutung der Errungenschaft Eisenbahn doch weit zurückblieb, war der, in dem sich eine gewisse Bejahung dokumentierte, der nicht nur Kritik, sondern darüber hinaus durch seine oft sehr lustigen und einfallreichen „Verbesserungs“-Vorschläge Förderung und Anregung in sich trug. Oft genug war er nicht nur ausschließlich Wit mit Verzicht selbst des Anscheins von ernsthaftem Streben und Bemühen, wie der „Vorschlag zur Erhöhung der Geschwindigkeit der Eisenbahn“ aus dem „Dorfbarbier“ von 1851 (Abb. 6); wirkliche Erfindergabe führte manchmal den Zeichensüßer, und es gibt Beispiele, auch bei der Eisenbahn, wo solche humorigen Vorschläge die Anregung zur Erfindung von tatsächlichen Verbesserungen und Fortschritten gaben.

Eine Sonderstellung in dem ganzen Bereich des Eisenbahnhumors nehmen die un- freiwillig komischen Verbesserungs-vorschläge ein. In ihnen zeigt sich der Humor in seiner besten und reinsten Form — wie immer, wo

er nicht gewollt ist —, und Blätter von der Komik beispielsweise der Zeichnung aus Luke Heberts Ingenieur-Enzyklopädie von 1842 mit den beweglichen Füßen zum Fortstoßen des Zuges, „nach einem englischen Patent“ (!) (Abb. 7), oder jene aus der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ von 1850, darstellend die „Patent-Impulsoria, mit der auf der Londoner Südwestbahn Versuche angestellt wurden“ (Abb. 2), sucht man in der Fülle der humoristischen Weggenossen der Geschichte der Eisenbahn vergebens.

Noch hat sie ihren Höhepunkt vielleicht nicht erreicht, die Geschichte der Eisenbahn, und wohl in weiteren hundert Jahren nicht wird sie als abgeschlossen betrachtet werden können. In steter Weiterentwicklung noch immer begriffen, durch immer neue Erfindungen stets neuen Zielen zueilend, bleibt die Eisenbahn auch in Zukunft trotz Luftschiff und Flugzeug das Massenbeförderungsmittel, behält sie als solches für uns etwas von jenem Abenteuerlichen, Aufregenden, das die erste Lokomotive unseren Großeltern ins Blut pflanzte, und bleibt ihr somit der Humor, der als ihr Trabant zwar immer in respektvollem Abstand hinter ihr, und nur ganz selten mit wirklich erprießlichen Sprüngen, aber doch nicht ohne Sinn und Bedeutung auf ihrem Weg sie begleitet.



Nach chinesischem Muster.
So würde manche Eisenbahnstrecke aussehen, wenn die Bahnverwaltungen verpflichtet wären, ihren Opfern Sühne-denkmäler zu errichten.

Abb. 9. Die „Siegessäule“.
Aus „Lustige Blätter“, 1901.

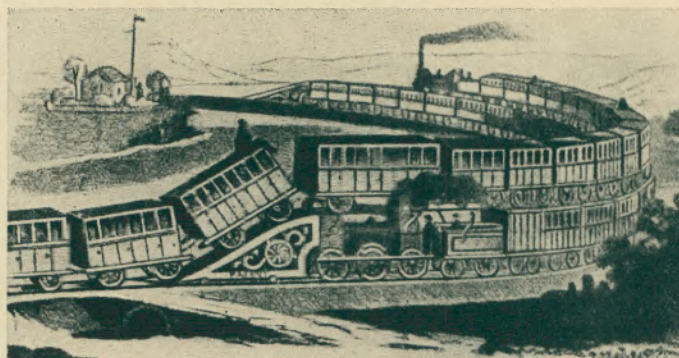


Abb. 10. Einrichtung zur Verhütung von Zusammenstößen.
Ein kreisförmiger Wagen zu Beginn und Ende eines Zuges und eine über den Zug hinwegführende Schienenanlage bewirkt ein unsicheres „Überfahren“. Auch an den Lokomotivschornstein ist gedacht. Er bewegt sich in Schattieren und Klappert zurück! — Aus dem „Dorfbarbier“, 1851.

Kater Peter von der Zugspitze.

Von Peter Jens,
Partenkirchen.



Lichtbild: Herpich.

Zwischen Schneefernerhaus und Zugspitzgipfel.

Als ich zum erstenmal mit der Bayerischen Zugspitzbahn auf Deutschlands höchsten Berg fuhr, da war das in der Zeit zwischen den Fremdenschwärmen, Anfang Dezember. Da ist es leer und friedlich. Im Tal ist es noch grün, und langsam gleitet die Landschaft vorbei, vom Herbst in den Winter hinein.

Richtig wird es erst hinter dem Eibsee. Da ist noch uriger Wald. Von der Schneelast geworfene Bäume liegen über Felsbrocken und undurchdringlichem Unterholz. Immer steiler klimmt der Zug durch die weiße Wildnis, immer schiefere huschen die Baumstämme in optischer Täuschung am Fenster vorbei, und dem Eibsee da unten hat's vollkommen seine See- lenachse verbogen, denn er neigt das eine Ende hoch in die Berge hinauf und rutscht mit dem andern ins Bodenlose hinunter.

Dann hält der Zug. Mitten im Wald, wo nichts weiter zu sehen ist als ein großer Holzkasten neben den Schienen, der von Eiszapfen umhüllt ist. Etwas oberhalb fließt ein

Bach, und über eine Holzrinne wird dieser Kasten auf die einfachste Art mit Wasser gefüllt, das er über einen Schlauch an den Tankwagen in unserm Zug abgibt. Wir bringen dem Schneefernerhaus das Wasser mit, das wir oben verbrauchen werden.

Weiter. Schnurgrad fahren wir nun auf die Riffelwände los. Man will es gar nicht glauben, daß der Zug da unten hineinfährt und so hoch wieder hinaus, daß man den Hals recken muß, um hinaufzusehen. Am Tunnelingang wird noch einmal gehalten. Alles läuft hinaus, vertritt sich die Füße und blickt gespannt in die Tiefe und in die Höhe. Ein Gegenzug kommt aus dem Tunnelmund mit leeren Materialwagen. Nun können wir hinein ins Dunkel und an den Zehn-Meter-Täfelchen nach oben klettern. Sie huschen nur so vorbei. Alle hundert Meter ein größeres Täfelchen. Saladins Reisetappich ist lebendig geworden. Man setzt sich darauf, drückt auf den Knopf und gleitet zur Zugspitze hinauf.

Eine noch größere Tafel: Zweitausend Meter über Leipzig.



Blick vom Schneefernerhaus gegen das „Gatterl“.

Sichtbild: Helmuth Kuth.

Das hatte ich mir schon lang einmal gewünscht, wenn mir der Dialekt da unten auf die Nerven fiel. Wieder eine: Arosa. Noch eine: Dreitorspizze. Ach, vor zwanzig Jahren sind wir da vergnügt herumgeklettert und haben nur P! gesagt, wenn einer von der Zugspitze sprach — gerade wie der Kaiser von China in Andersens Märchen. Und nun sind wir oben im Bahnhof, sehen Tageslicht durch die großen Flügeltüren und treten in eine riesige Halle, zu deren breiten Fenstern Lichtfluten hereinströmen. Der erste Blick übers Platt, über etwas weiß Gemelltes und Gepolstertes, umrandet von klotzigen Bergspitzen! Dahinter übereinandergelagert Gipfelfetten, wieder verdeckt vom Wolkenreißen, ein paar nah vorbeisegelnde Bergdohlen, die zum Zugspitzgipfel hinaufschweben. Erst langsam faßt das Auge die Einzelheiten zusammen. Die ersten Augenblicke sind zu überwältigend.

Immer wieder sausen Wolkenfetzen vor der Hotelterrasse vorbei, deshalb rasch in die Kabine der Seilschwebebahn, um den Gipfelblick zu erhaschen, ehe er vollkommen zugeweht ist. Schnurrend fährt die Kabine los, gibt durch wehende Weltensfahnen Blicke frei auf den Schneefernerkopf, die Höllentalspizze, das Keintal. Immer näher rückt das Münchener Haus. Eine Lücke im schützenden Westgrat wird frei und gibt heulenden Windstößen den Weg gegen die Kabine frei.

Ganz oben auf der Plattform steht eine Stange mit einem Kugelknopf, auf den sonst das Fernrohr aufgesetzt ist. Das ist der höchste feste Punkt in Deutschland. Keiner kann's bestreiten, und ich lege stolz die Hand darauf. Von rechts grüßt das rote Kreuz auf dem Ostgipfel; jedesmal, wenn die Sonne durchbricht, brennt es lichterloh; dann verschwindet's wieder im Nebel.

Der Sturm poltert und heult in den Lüften. Im Mün-

chener Haus ist's gemütlich und warm. In der Küche sind zwei Tische, da hockt alles herum. Die Küche selbst ist eingerichtet wie ein Speisewagen. Die Wirtschaftlerin braucht nur um sich herumzugreifen, um alles zur Hand zu haben. Manchmal geht über ihr eine Luke in der Decke auf. Da sind ihre Wohnräume. Ein Paar Beine erscheinen, eine Sonntagsluft, endlich der ganze Bursch, ihr Bruder. „Hast eine Spreizn?“ Die Sonntagsluft verschwindet nach oben und die Spreizn erscheint in der Luke. Sie steckt sie sich an und raucht behaglich, während der Kaffee kocht. Gemütliche Däfte durchziehen den kleinen Raum.

Die Klappe über dem Herd öffnet sich wieder, und ein Paar Genagelte werden sichtbar, dann Wollsocken, seidene Strümpfe über einem Paar sehr fester und unerkennbar Werdenfeller Beine, die die Leiter hinabangeln. Es ist die Kathi in vollem Sonntagsstaat, den Marktkorb am Arm. Sie fährt rasch von der Zugspitze nach Garmisch hinunter einkaufen, setzt sich in die Seilbahn, schmurt ab in das Wolkengebräu hinein. „Bagiß ma net af die zehn Kilo Zucker!“ schreit die Wirtin der aus dem Fenster Winkenden nach. Komisches Einkaufen hier oben.

Es wird dämmerig, und auch wir gleiten wieder die Schwebebahn ins Hotel hinab. Behaglichkeit und Wärme in der Bar. Der halbe Mond scheint über dem sich versilbernden Platt aus einem unwahrscheinlich blauen Himmelsloch heraus. Es ist eine heroische Stimmung da draußen.

Am nächsten Morgen steht strahlendes Blau vor dem Fenster. Wohin man sieht, eine unendliche Versammlung sonnengebaderter Bergspitzen über makellosem Weiß des Neuschnees. In der Luft glitzert es wie zerstäubte Diamanten. Sie funkeln vor dem Zugspitzgipfel und verschönen den Blick übers Platt



Die Zugspitze.

Lichtbild: B. Johannes.

Von Wanner aus über Partenkirchen hinweg gesehen
Im Mittelgrund rechts die Talstrecke der Bayerischen Zugspitzbahn.



Oster-Schneetläufe
am
Zugspitzplatt.

Lichtbild: B. Johannes.

Es an die Östaler, Stubai, Zillertaler und Tauern; dann die Dreier Spitze und der Koloss der inneren Höllentalspitze. Tief schneidet das Reintal unter dem Großen Wanner ein, wie eine Wunde. Im Galetal unten weben noch die Morgenrebellen. Draußen im Süden ist der Himmel orangerot gestreift. Was für Farben und Fortren!

Inweit eine Tafel in den Felsen: Achtung, Lawinengefahr! Daneben sitzen die Dohlen auf ein paar ausgeaperten Stellen und zupfer an den dünnen Grasschöpfen herum. Ein heller Bergfink sitzt dazwischen. Reise beginnt der Motor der Seilbahn zu summen. Die erste Kabine schleicht zum Gipfel hin-

auf. Probefahrt. Der Fahrer sitzt auf dem Dach im Freien und pfeift sich eins, während er das Trag- und Zugseil prüfend befeht. An den Masten hält die Kabine, er betrachtet sich gerauer alle Einzelheiten. Er sieht aus wie eine Hausfrau, die morgens mit dem Staubtuch ihre Schwebbahn abreibt. Oben auf dem Turm des Münchener Hauses steht der Wetterwart, liest die Instrumente ab, stellt neue auf und singt die Berge an. — Morgenstunde auf Deutschlands höchstem Gipsel.

Auf dem Platt zeigen sich die ersten Menschen. Der Schlehrer zieht mit den Hotelgästen zum Schneefernerkopf. Vom Tunnel der Oesterreichischen Zugspitzbahn kommen ein paar Schiläufer ums Eck. Einer zieht ganz hinten zum Wetterwandel seine einsame Spur, und von der Knorrhütte kommen auch schon zwei heraufgestapft.

Die Langschläfer sitzen im Bierstübel vor den Frühstückstischen. Alle sind jung, alle froh und gepflegt, alle zu zweit. Die Statistiken behaupten, die Zahl der Eheschließungen nehme ab. Das Schneefernerhaus ist ein lebender Gegenbeweis. Sie haben recht, denn nirgends kann man so glücklich sein über sich und die Welt, wie hier oben.

Das war auch Peters Ansicht, des berühmten Katers Peter von der Zugspitze, von dem ich ja eigentlich hatte erzählen wollen. Oben auf dem Münchener Haus wohnt er als Deutschlands höchster Oberkater. Seine Wiege stand in Partenkirchen, aber da war es ihm zu sumpel. Im letzten Sommer sah er ein paar Bergsteiger die Wildenau hinaufziehen und folgte ihnen durchs ganze Reintal, an der Angerhütte vorbei, den Schinder hinauf zur Knorrhütte und übers Platt bis auf die Zugspitze. Erst da oben gefiel es ihm. Er will nicht mehr hinunter zu den Leuten ins Tiefland. Ich kann's ihm nicht verdenken.



Abfahrt vom Wetterwandel.

Lichtbild: Schäg.



Der „Kinderwagen“
der Andenindianer,
der bunte Poncho, der Mantel, Schlafdecke
und Tragsack zugleich ist.

Das Spielzeug der Indianerkinder.

Lichtbilder: Leonhardt.

Spielzeug, Blickpunkt lachender Kinderaugen, erstes Sehnen und Wünschen des kleinen Menschen. Angefangen von der klappernden Zelluloidkugel, die das Baby offenen Mundes anstarrt und unbeholfen hin und her schüttelt, bis zu den technisch vollkommensten Eisenbahnen, Kaufmannsläden und Flugzeugen unserer Jungen, die in getreuer Nachbildung des Originals kaum noch überboten werden können, sind alle Spielzeuge die Sonnen, um die das lusterfüllte Den-



Auch die indianische
Puppenmutter trägt ihr Puppen-
kind im Poncho.

ken und Trachten des Kindes kreist. Sie sind den Kleinen Anlaß zu ernsthaften Auseinandersetzungen mit sich selbst und den Gefährten. Sie werden schließlich zum Ausdrucksmittel künftiger beruflicher Neigungen und Liebhabereien. Darum sind sie auch nachgebildet den tausend Dingen des praktischen Lebens, der Betätigung und der Unterhaltung der erwachsenen Leute.

Die Hausfrau, die Mutter regt sich instinktiv im Spiele des Mädchens mit der Puppe, dem Kinderwagen, dem Kochgeschirr. Der Knabe ist der kommende Landesverteidiger; mit phantastischer Strategie läßt er seine Zinnsoldaten aufmarschieren. Er ist konstruktiv, baut Modelle, beschäftigt sich mit der Eisenbahn. Sein technischer Verstand ist das Produkt unserer Zeit. Er geht mit der Entwicklung mit. Die Spielzeugindustrie hält ihn auf dem laufenden.

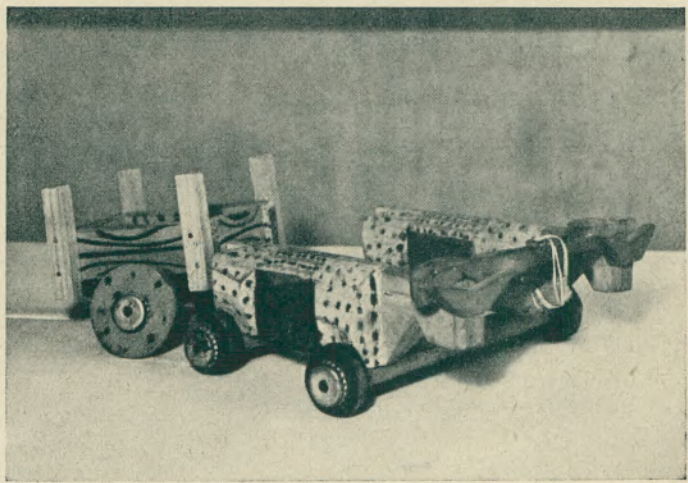
Anders das Kind primitiver Völker, wie z. B. der Indianer. Es bleibt mit dem Spielzeug auf der Stufe seiner Umgebung. Zwar sind nun Hausfrauen- und Mutterpflichten überall auf der Welt die gleichen, und das kleine indianische Mädchen hat daher auch Püppchen und Kochgeschirr, aber wie würde eine

deutsche Altersgenossin wohl lachen, wenn sie die grausam zusammengedrehten Stofflappen sehen würde, die mit ihrem aufgemalten Mund, ihrer Nase und ihren Augen gerade noch als Nachbildung eines Menschen zu erkennen sind. Oder gar die aus Lehm oder Kuhmist geformten Kochgefäße. Gewiß gibt es Indianerstämme, wie die Nachkommen der Inkas, die die reiche Ornamentik und den frohen Farbensinn ihrer großen Vorfahren auch in den Spielzeugen übernommen haben. So sind die aus Lammwolle gewebten Püppchen und Haustiere der Andenindianer Südamerikas vielfach mit den herrlichsten alten Motiven versehen.

Der Knabe nimmt sich auch hier zunächst die Verkehrsmittel zum Vorbild für seinen Betätigungsdrang. Automobil, Eisenbahn und Flugzeug sind ihm meist unbekannt, dafür ist er um so vertrauter mit den weitaus einfacheren Verkehrsmitteln seiner Heimat. So sieht man die vom Vater mühsam geschnitzten, unbeholfenen Ochsen mit den kantigen Mäulern, eingeschirrt in das Joch eines ungefügigen Wagens. Ein paar Flaschenverschlüsse an den Achsen geben dem Ganzen Glanz und ein mechanisches Gepräge. Das Bedürfnis nach Farb-



Ochfengespann aus Mittelamerika.



Das roh geschnitzte Spielzeug des Indianerknaben.



Auf dem 4000 m. hoch gelegenen Titicacasee gibt es kein Holz. Seit altersher werden daher die Fahrzeuge aus getrockneten Binsen und Schilf hergestellt.



So charakteristisch wie diese Boote sind auch die Spielzeuge der Uferindianer.

auftrag verleitet den Papa, aus buntgeschickten Ochsen zylindrische Fliegenpilze zu machen. Doch was kümmert das den Jungen, der mit diesem quietschenden Gespann die un-

gepflasterte und zerlöcherzte Dorfstraße entlang zieht oder während der Regenzeit, wo draußen alles unter Wasser steht, auf dem festgetretenen Lehmbo- der der Hütte rumkutschiert,



Der treueste Gefährte des Indianers ist das Lama.

umgeben von Schweinen, Hühnern und rüudigen Hunden.

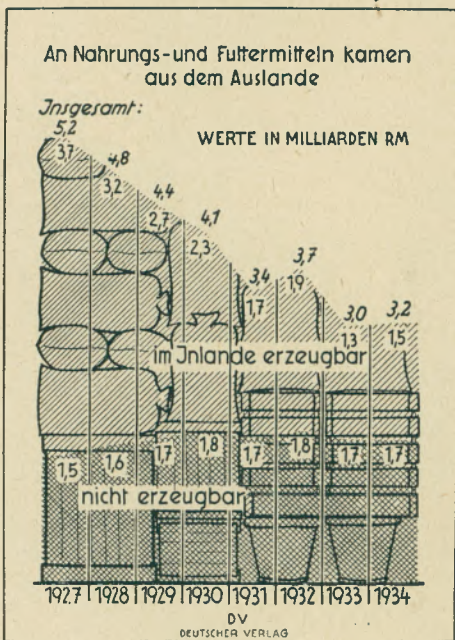
Seit undenklichen Zeiten befahren die Indios den Titicacasee in der südlichen Kordillere mit ihren Binsenbooten, den Balsas. Auch diese Schiffe werden für die Kinder in entzückenden kleinen Modellen angefertigt. Selbst die Mattensegel aus Binsen fehlen nicht.

Mit der Nachbildung von Haustieren — hier oben den Lamas — ist meist der Spielzeugvorrat der Kinder erschöpft. Vielleicht, daß aus den großen Andenstädten einmal etwas in die Hütte der Indios gelangt, irgendein Erzeugnis der Industrie, das die Kleinen zwar staunend betrachten, aber in keine Beziehung zu ihrem Dasein bringen können. Richtig glücklich sind sie nur mit ihren anspruchslosen Spielzeugen, den wurstköpfigen, nasenlosen Puppen, den federleichten Strohschiffchen, den verquollenen Ochsenkarren, die zwar keine teuflische Mechanik in sich bergen, wohl aber das Fluidum der Heimat.



Auch dieses Tier findet im Spielzeug der Kinder seine vielfache Darstellung.

Der Rückgang der Lebensmitteleinfuhr.

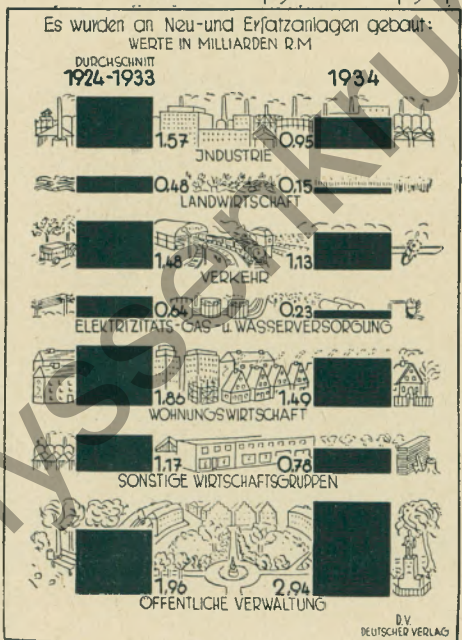


aber gleichzeitig, daß die Menge und der Wert der im Inlande nicht erzeugbaren Lebens- und Genußmittel fast immer auf gleicher Höhe blieb und durchschnittlich in den letzten acht Jahren für 1,7 Milliarden RM. Kolonialprodukte eingeführt wurden. Der größere Teil dieser Produkte ist aber für die Ernährung des deutschen Volkes nicht unbedingt notwendig; solange das deutsche Volk aber diese Genußmittel verbrauchen will, muß durch erhöhte Ausfuhr deutscher Produkte dafür gesorgt werden, daß die Einfuhr bezahlt werden kann. Durch die Maßnahmen des Reichsnehmers wird die Einfuhr von im Inlande erzeugbaren Lebensmitteln noch weiter eingeschränkt werden.

Die Investitionen der deutschen Volkswirtschaft.

Seit der Inflation wurden bis zum Jahre 1932 für die Errichtung von Neu- und Ersatzanlagen etwas weniger als 90 Milliarden RM. aufgewendet. Der Rückgang der Investitionen durch die Wirtschaftskrise war ganz ungeheuer, wurden doch im Jahre 1928, wenn auch zu einem großen Teile aus Auslandsgeldern, 13,7 Milliarden RM., dagegen 1932 nur noch 4,2 Milliarden RM., also weniger als der dritte Teil, für die Aufstellung neuer Gebäude, Maschinen und sonstige Einrichtungen aufgewendet. Durch die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen durch die Regierung unter Adolf Hitler stieg die Summe an Investitionen schon wieder an und erreichte 1934 bereits beinahe wieder zwei Drittel des Standes des Jahres 1928. Wie das Bild zeigt, waren dabei die Aufträge der öffentlichen Verwaltung um die Hälfte höher als in den zehn Jahren vorher, während die Landwirtschaft, die Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerke nur noch etwa die Hälfte an Neu- und Ersatzanlagen schaffen konnten, die durchschnittlich vorher in den letzten zehn Jahren aufgebaut worden waren.

Die Anschaffungen der deutschen Wirtschaft



Deutschland und die Weltwirtschaft.

Steigende Selbstversorgung des deutschen Volkes mit Lebensmitteln.

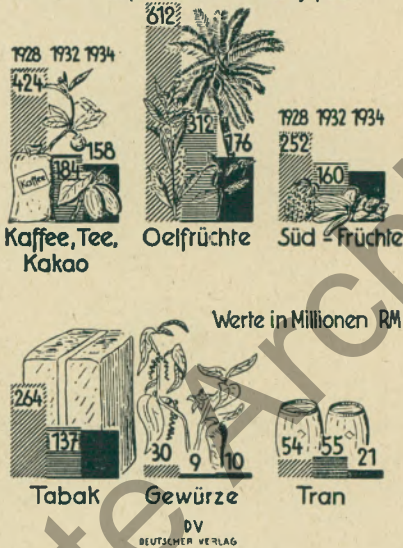
Trotz schwieriger wirtschaftlicher Lage ist der deutsche Bauer immer bemüht, die Selbstversorgung des deutschen Volkes mit Lebensmitteln zu steigern. Das Bild zeigt, daß im Jahre 1927 noch für 5,2 Milliarden RM. Lebensmittel eingeführt wurden, während 1934 die Einfuhr nur noch 3,2 Milliarden RM. betrug. Man sieht

Was Deutschland an Lebens- und Genußmitteln nicht erzeugen kann.

Durch die Auslandsverschuldung und die damit zusammenhängende Devisenknappheit ist das deutsche Volk gezwungen, die noch anfallenden Devisen für die Rohstoffbeschaffung zu verwenden. Unter diesem Zwange hat sich die Einfuhr von Lebens- und Genußmitteln bereits auf den vierten Teil in den letzten sieben Jahren vermindert. Das Bild zeigt, wie die Einfuhr an Kolonialwaren zurückging. Jedoch ist der Rückgang der im Inlande nicht erzeugbaren Lebens- und Genußmittel auf Verbilligung der Weltmarktpreise zurückzuführen. Mengemäßig berechnet ist nämlich die Einfuhr der im Inlande herstellbaren Erzeugnisse auf fast ein Drittel zurückgegangen, während die Einfuhr der im Inlande nicht erzeugbaren Waren nur wenig unter dem im Jahre 1930 erreichten Höchststande liegt. Gegenüber dem Jahre 1933 hat 1934 sogar die Einfuhr der Kolonialwaren wieder zugenommen. Im Interesse der Devisenersparnis wäre eine Einschränkung des Verbrauches an im Inlande nicht erzeugbaren Lebens- und Genußmitteln erwünscht.

Die Einfuhr von Kolonialwaren

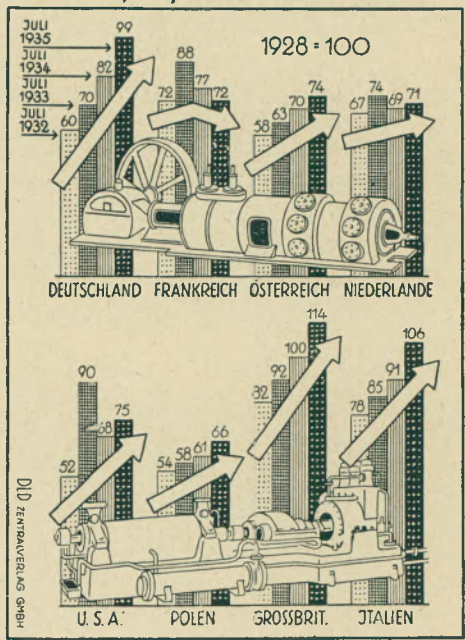
An in Deutschland nicht erzeugbaren Lebens- u. Genußmitteln wurden eingeführt:



In Deutschland stärkste Produktionssteigerung.

Die vom Institut für Konjunkturforschung berechneten industriellen Produktionsziffern zeigen deutlich, daß die Wirtschaftsbelebung in den letzten drei Jahren in Deutschland am stärksten war. Von zwölf führenden Wirtschaftsstaaten können nur sechs von einer Wirtschaftserholung, die auf die Dauer sich durchsetzt, berichten. Im ganzen gesehen ist die Entwicklung der Weltwirtschaft noch sehr uneinheitlich. Um so deutlicher zeigt sich die industrielle Entwicklung in Deutschland, die auch in den letzten Monaten gleichmäßig aufwärts geht. Der Produktionsindex der deutschen Industrie hat sich von 85 im Januar d. J. bis auf 99 im Juli d. J. gehoben. Der letzte Schlüssel dieses gewaltigen wirtschaftlichen Erfolges liegt in der Idee der Volksgemeinschaft, die unter Einsatz aller Hände und Hirne auch die schwierigsten Hemmungen überwindet.

Die Industrieproduktion in der Welt



Technische Gedenk- tage.

Auf der
Vermißensuche
nach dem Einsturz
der Tay-Brücke.

Zeitgenössische Zeichnung, ver-
öffentlicht am 14. Februar 1880
in „Scientific American
Supplement“.

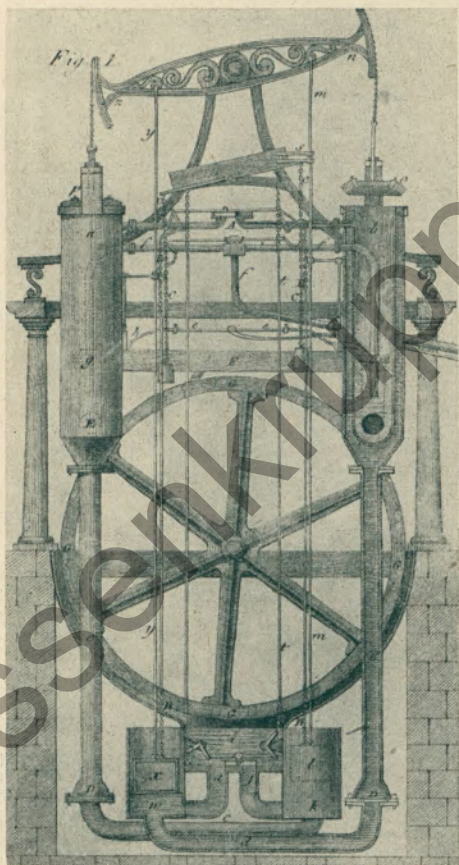
Lichtbild: Werks-Archiv.



28. 12. 1879 stürzten 13 Öffnungen der großen Tay-Brücke bei Dundee ein. Die Länge der gesamten Brücke betrug 3,6 km, und ihr Überbau bestand aus Fachwerkträgern. Die einzelnen Öffnungen der Brücke waren 9 bis 74 m breit. Das Unglück geschah in dem Augenblick, als

ein Eisenbahnzug die Brücke befuhr. Der Zug mit sämtlichen 80 Insassen versank in den Fluten des sich hier zu einer mächtigen Meeresbucht erweiternden Tay-Flusses. Als Ursache des Unfalles betrachtete man einen Orkan, der an diesem Tage in der dortigen Gegend wütete.

4. 12. 1823 ließ sich Samuel Brown ein Patent auf eine atmosphärische Gasmaschine erteilen. Diese stellt

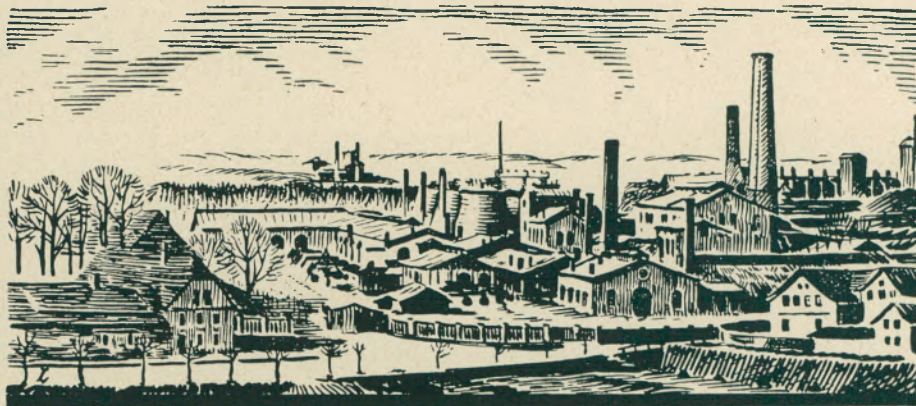


Browne „Maschine, um durch einen luft-
leeren Raum eine bewegende Kraft
hervorzubringen“.

Aus „Dinglers Polytechnisches Journal“ 1824.

einen der frühen Ver-
suche zur Verwen-
dung des Gases als
Treibmittel dar und
verwandte den durch
Verbrennung eines
Gasluftgemisches ent-
standenen luftver-
dünnten Raum zum
Ansaugen von Wasser,
das auf ein oberfläch-
liges Wasserrad geleit-
et wurde, um dort
Arbeit zu leisten. Die
Maschine ist jedoch nie
ausgeführt worden und
im Betrieb gewesen.

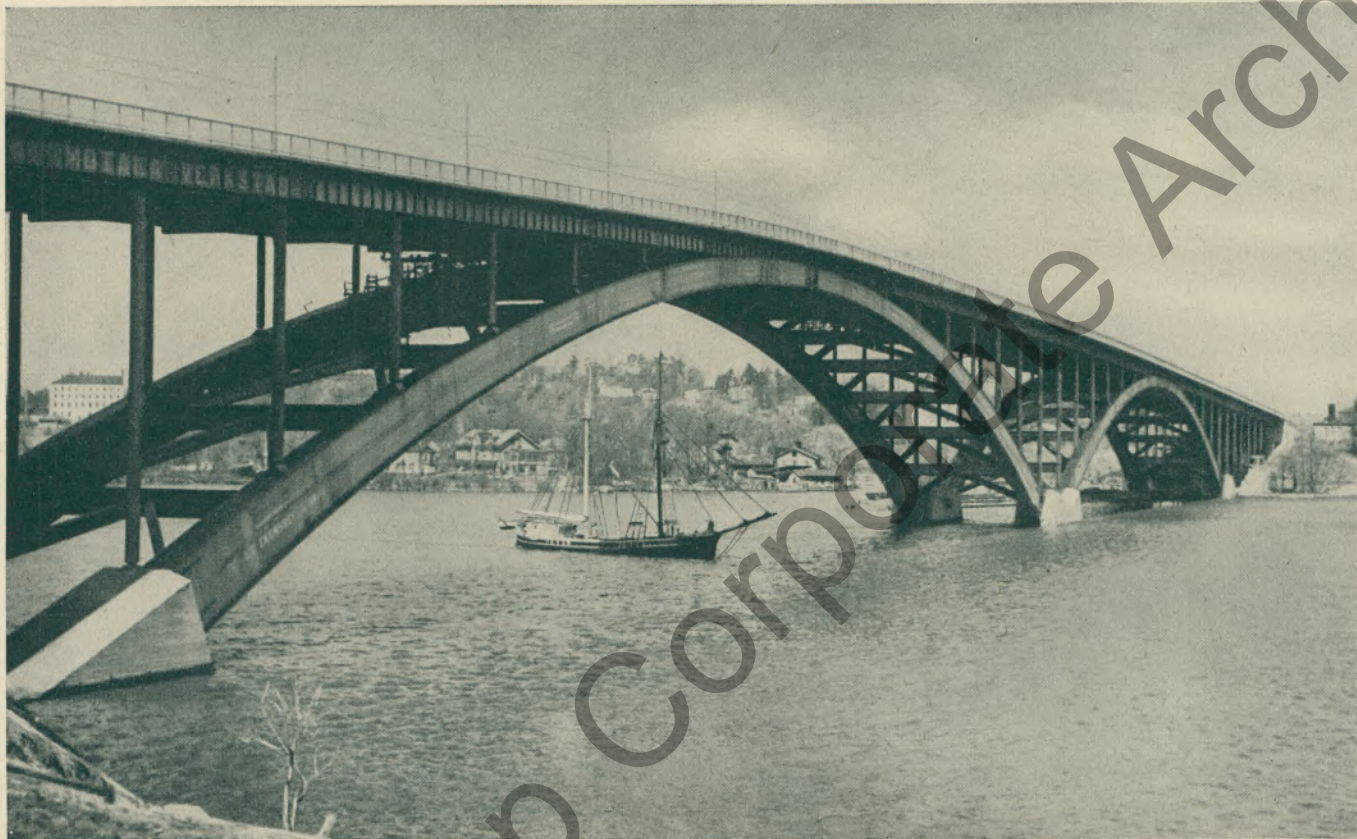
19. 12. 1916 starb im Alter von 86 Jahren Guido Graf von Henckel, Fürst von Donnersmark. Neben Thyssen, Krupp und Stinnes zählt er zu den Begründern der deutschen Großindustrie. Im Jahre 1856 begann er mit der Errichtung der ersten Hochofen in Zabrze und Schwientochlowitz, denen er bald Kohlenbergwerke angliederte. Nachdem 1872 die „Donnersmarkhütte“ in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden war, wurde sie nach damals neuzeitlichen Gesichtspunkten ausgebaut und ihr noch ein Siemens-Martin-Stahlwerk, ein Röhrenwalzwerk sowie ein neuer Hochofen angefügt. Um den Wettbewerb mit dem über Stettin kommenden englischen Qualitätsroh-eisen aufzunehmen, baute Fürst von Donnersmark im Jahre 1896 in der Nähe von Stettin das Eisenwerk Kraft, dem er im Jahre 1911 die Niederheinische Hütte in Duisburg angliederte. Auch in der Zink-industrie war der Fürst in den 1850er und 1860er Jahren führend tätig. Die Förderung seiner Kohlengruben konnte er bis zu 2,5 Millionen Tonnen jährlich steigern. Bekannt sind auch seine sozialen Schöpfungen zum Wohle seiner Beamten und Arbeiter. Bis ins hohe Alter bewahrte er sich eine bewundernswerte Schaffensfreudigkeit und Arbeitskraft und hielt bis an sein Lebensende die Fäden aller seiner weitverzweigten und vielseitigen Unternehmungen allein in der Hand.



Alte Ansicht der Donnersmarkhütte.

Die Kundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.



Drei Lichtbilder: Dortmunder Union Brückenbau AG

Die Brücke über den Mälarssee, ein Meisterwerk deutscher Brückenbaukunst.

Immer wieder in den letzten Jahren wurde die Weltöffentlichkeit auf Brückenbauwerke außerhalb Deutschlands aufmerksam gemacht, die entweder ganz deutschen Ursprungs waren oder doch unter führender Mitarbeit deutscher Technik und Ingenieurkunst erbaut wurden.

Die ausgezeichnete Qualitätsarbeit, die überlegenen Konstruktionsentwürfe und Leistungen der deutschen Brückenbauer haben bisher auch dem stärksten internationalen Wettbewerb standhalten können. Aus den Spitzenleistungen deutscher Brückenbaukunst im Auslande sei hier als Beispiel die Brücke über den Mälarssee herausgestellt.

Nicht in erster Linie wegen ihrer beachtlichen Länge von 600 Meter, auch nicht wegen der von der Dortmunder Union Brückenbau AG, aus hochwertigem Union-Baustahl hergestellten, 204 und 168 Meter spannenden Brückenbögen — das sind Zahlen und Größen, die zwar keinen Vergleich zu scheuen brauchen, andererseits aber auch nicht als „unvergleichlich“ angesprochen werden können.

Bemerkenswerter ist schon die Anwendung eines von der deutschen Firma vorgeschlagenen neuartigen Nietstauchverfahrens für die Quertträger, dessen praktische Vorführung vor den Vertretern des Stockholmer

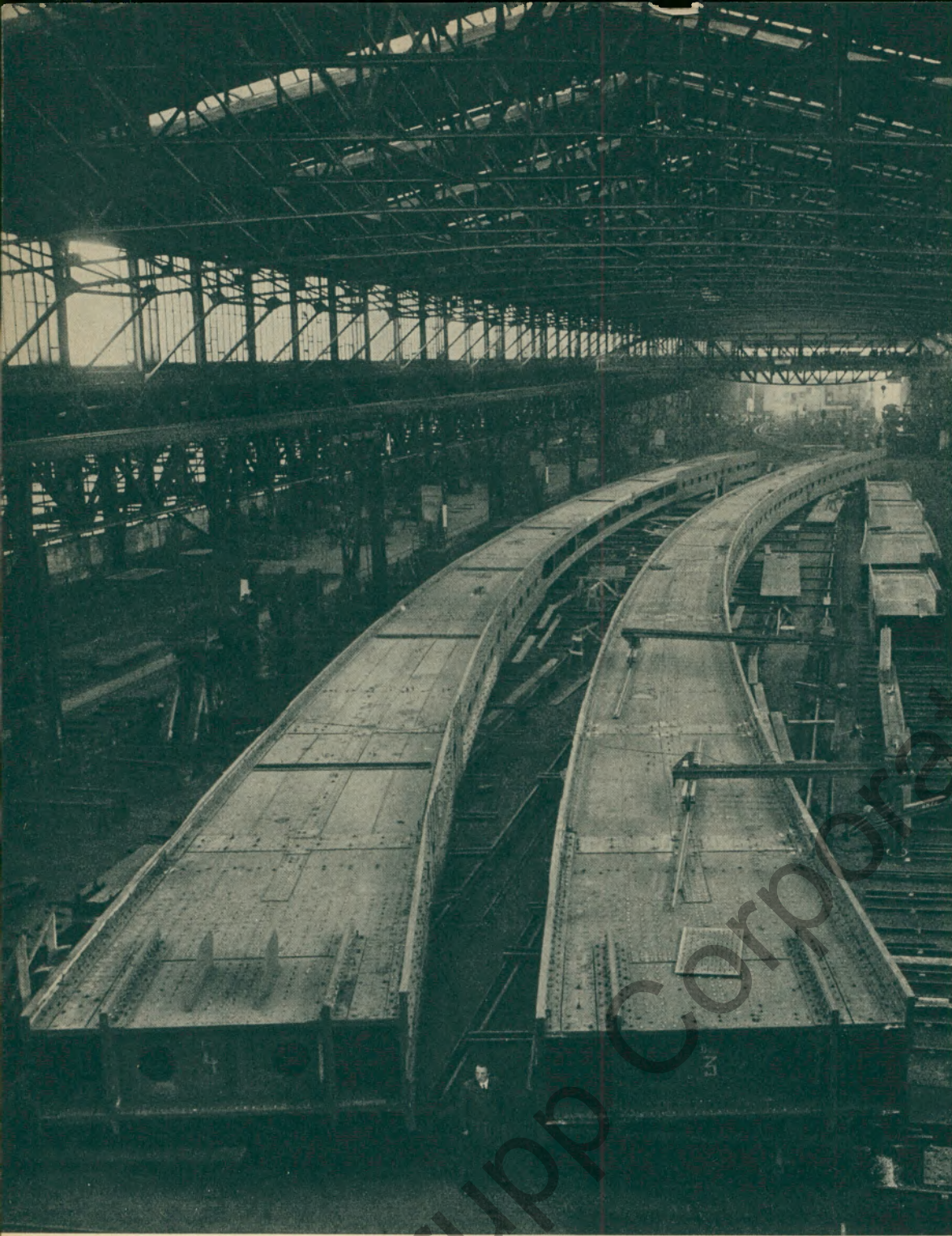
Gemeinschaftsarbeit um Eisen und Stahl.

Rudolf Klecker in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“.

Einmal in jedem Jahr sieht die Stahlstadt Düsseldorf den Eisenhüttenstag in ihren Mauern. Die Freunde und Mitglieder des Vereins deutscher Eisenhüttenleute folgen gern diesem Ruf zur Hauptversammlung. Düsseldorf wird an solchen Tagen Treffpunkt der jungen und alten Eisenhüttenmänner, die aus allen Ecken Deutschlands und dem Auslande herbeieilen, um sich von bekannten Fachleuten über wichtige Fragen ihrer Spezialgebiete unterrichten zu lassen und Erfahrungen und Meinungen auszutauschen.

Der Eisenhüttenstag in Düsseldorf hat dabei eine bestimmte Tradition, die ihn von verbandsmäßigen Veranstaltungen ähnlicher Art sichtlich unterscheidet. In früheren Jahren war man gewohnt, daß die Kapitäne

der deutschen Montanindustrie die Plattform der Tagung benutzten, um neben wissenschaftlich-technischen Dingen auch Sorgen und Meinungen allgemein-wirtschaftlicher Natur zu erörtern. Die damalige Zeit und ihre wirtschaftspolitischen Gepflogenheiten rechtfertigten ein solches Vorgehen, und oft haben von der Bühne des Eisenhüttenstages herab ernste Mahnungen an das Ohr der Verantwortlichen geklungen. Vor allem aber hat das ausgeprägte kameradschaftliche Bewußtsein und das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Eisenhüttenleuten ihr jährliches großes Meeting zu dem gemacht, was es heute bedeutet. Hier treffen sich alte Freunde und Studiengenossen früherer Tage. Erinnerungen werden aufgefrischt und neue Anknüpfungspunkte auf technischem oder kaufmännischem



Die Generalprobe für Schweden in Deutschland.

Die 204 m (!) langen Bogen der Mälarseebrücke werden in den gewaltigen Montagehallen der Dortmunder Union Brückenbau probeweise zusammengesetzt. (Als Maßstab vergleiche den Mann im Vordergrund des Bildes.)

Gebiete gesucht. Es läßt sich leicht denken, daß dabei auch die Stellungsmöglichkeiten besprochen, Chancen ausgetauscht und wahrgenommen werden. Wenn man auch nicht von einer Art inoffizieller Arbeitsbörse sprechen kann, so mag doch mancher junge Ingenieur auf dem Eisenhüttenstag die Grundlage für eine spätere Führerstellung in der Montanindustrie gelegt haben.

Werkstoff formt.

Die Leute um Stahl und Eisen bilden eine Berufsschicht von eigenartiger Prägung. Das spiegelt sich auch wider in der Art des Kameradschaftsabends, der zu einem nicht fortzudenkenden Bestandteil der Eisenhüttenstage geworden ist; es spiegelt sich wider in der kräftigen Sprache, die die Eisenhüttenmänner übrigens mit ihren „Kollegen vom Pütt“ gemeinsam haben. Diese Menschen sind in Charakter und Wesen gekennzeichnet durch den Werkstoff, den sie täglich wissenschaftlich und technisch meistern und der sie mit einer gewissen Schwere und Zähigkeit des Berufs ausstattet. Unverkennbar hat die Beschäftigung mit dem

Hasenbauamtes so beträchtliche Vorteile gegenüber den bisherigen Verfahren erkennen ließ, daß man bei der Bauausführung sich für die neue Methode entschied.

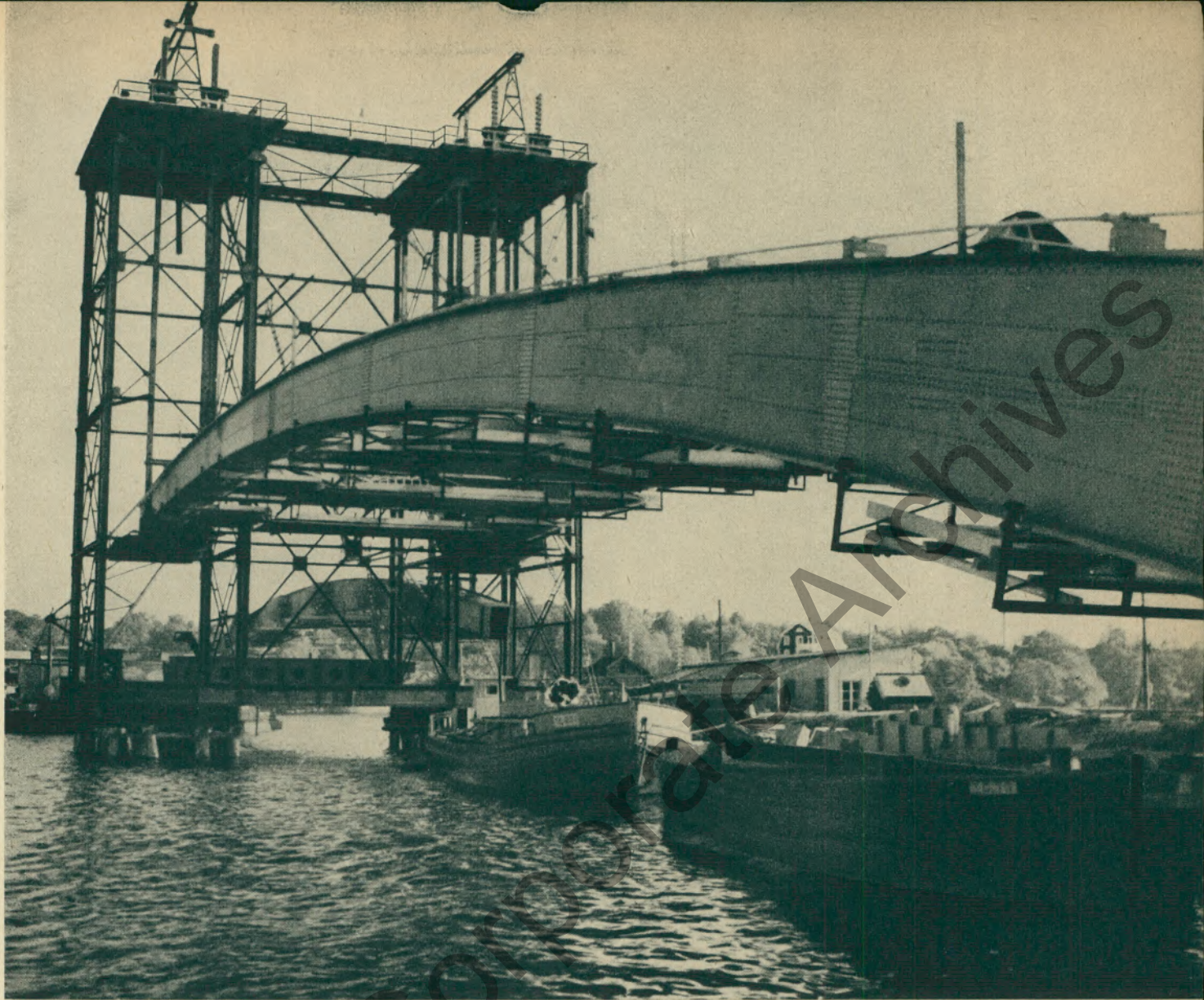
Vollkommen neuartig aber war — und daher darf hier unbedenklich von einer Spitzenleistung gesprochen werden — der Zusammenbau oder, wie der Techniker sagt, die Montage der Brückenbogen. Wurden diese doch nicht, wie üblich (und ursprünglich behördlicherseits auch vorgeesehen), unter Benützung von Hilfspfeilern Stück für Stück an der Baustelle zusammengesetzt, sondern nach Vorschlägen der Dortmunder Union Brückenbau AG. zu Halbbogen von 84 bzw. 102 Meter (!) Länge auf einer 5 Kilometer von der Baustelle entfernt liegenden Werft zusammengebaut. Von dort wurden die Riesenstücke auf einer eigens hierfür angelegten Bahn auf ein Schwimmdock gefahren und durch dieses auf dem Wasserwege an die Baustelle gebracht. Hier wurde der Anfang der einen Bogenhälfte mit Hilfe von Ripplagern provisorisch auf den Pfeiler gesetzt, während die Bogenmitte durch einen Hubturm bis zur endgültigen Höhe des Brückenbogens auf etwa 30 Meter über den Wasserspiegel angehoben wurde. In gleicher Weise verfuhr man sodann mit der zweiten Hälfte und verband die beiden nunmehr im Scheitelpunkt zusammenstoßenden Bogenstücke miteinander.

Die Leitung dieser neuartigen Montage, die wegen ihrer Kühnheit berechtigtes Aufsehen erregte und ohne jeden Zwischenfall verlief, hatten Monteure der Dortmunder Union Brückenbau AG.

Die Zusammenarbeit mit den schwedischen Behörden und Firmen verlief in vorbildlicher Weise. Es gab keinerlei Beanstandungen, vielmehr wurde die deutsche Firma durch verantwortungsfreudiges Mitwirken und regstes Interesse an der Eigenart und Neuheit der übernommenen Arbeit in jeder Weise unterstützt.

Werkstoff Stahl den Gedanken der Zusammengehörigkeit in fast genossenschaftlich anmutender Art wachgerufen und gestärkt. Dies kommt auch in vielen Lebens- und Berufsformen zum Ausdruck. Wer einmal der großen Gilde der Männer von Stahl und Eisen angehört, bleibt ihr zeitlebens verhaftet. Es ist das einigende Band Kameradschaft, das den ersten Hüttendirektor bis zum letzten Ingenieur umschließt. Am Eisenhüttenstag sind sie alle zu einer großen Familie vereinigt. Sie sitzen am Verhandlungstisch und folgen gespannt den neuesten Forschungsergebnissen. Gleich intensiv vermögen sie aber auch der heiteren Seite des Tagungsplanes Geschmack abzugewinnen, und das fröhliche und elegante Düsseldorf weiß, was es seinen Gästen schuldig ist.

Man kann der Arbeit des Vereins, seiner Bedeutung und Wirksamkeit nur gerecht werden, wenn man zurückschauend den Auf- und Ausbau der Organisation in der deutschen Eisen- und Stahlindustrie und die dabei treibenden Kräfte würdigt. Schon die Gründerprotokolle aus dem Jahre 1860 bezeichnen als Zweck des Vereins „die Ausbildung des praktischen Eisenhüttenwesens sowie die Vertretung und Wahrnehmung der In-



Anheben einer Bogenhälfte der Mälarseebrücke.

Die Wiedergewinnung des Ausfuhrmarktes ist eine der kommenden großen Aufgaben der deutschen Wirtschaftspolitik. Der Auftrag zum Bau der Mälarseebrücke wurde gegenüber schärfster internationaler Konkurrenz hereingebracht. Die finanziellen Einsparungen durch Anwendung des Elektroschweißverfahrens im Zusammenhang mit dem vollkommen neuartigen Montagevorschlag waren dabei ausschlaggebend. Besonders erfreulich ist auch noch die Tatsache, daß der völlig reibungslose Ablauf des gewaltigen Bauvorhabens dazu beitragen konnte, für deutsche Arbeit, deutschen Wagemut und Erfindergeist im Auslande zu werben.

Interessen dieses Industriezweiges durch Korrespondenz, schriftliche und mündliche Vorträge, durch Besprechung und Sammlung von Erfahrungen Versuchen, Erfindungen und Verbesserungen in dem Betriebe und der Ökonomie der Eisenhüttenwerke und Förderung des Verbrauchs von Eisen in allen Formen". Diese Zweckbestimmung ist auch nach der Umgründung des Vereins im Jahre 1880 bis auf den heutigen Tag in ihren Grundzügen unverändert geblieben. Es ist in der Tat so — wie der verdiente, durch einen seltenen Überblick über die Technik der Zeit ausgezeichnete Geschäftsführer des Vereins Dr.-Ing. h. c. Otto Petersen einmal ausführte — „es fließt ein Strom fruchtbringender Gedanken von Mann zu Mann, von Werk zu Werk in gegenseitigem Nehmen und Geben“. Der große Gedanke der Gemeinschaftsarbeit wird, neben der Schaffung des Eisenforschungsinstituts, auch ausgestrahlt auf das gewaltige Gebiet der Eisen- und Stahlverwendung. Auch hier besteht eine vertrauensvolle und verantwortungsbewußte Zusammenarbeit zwischen Erzeugern und Verbrauchern über die zweckdienlichen Anforderungen, die an die einzelnen Stahlorten gestellt werden müssen.

Fortschritt durch Forschung.

In der richtigen Erkenntnis, daß die wissenschaftliche Forschung stets die Grundlage allen technischen Fortschritts bleiben wird, hat sich die Eisenindustrie schon sehr früh eigene Forschungsinstitute geschaffen. Aber auch auf diesem wichtigen Gebiet setzte sich bald entscheidend das Bekenntnis zur Gemeinschaftsarbeit durch, das Wissenschaft und Praxis, Erzeuger und Verbraucher an einen gemeinsamen Beratungstisch zusammenbrachte.

Auch Erzeuger und Verbraucher fanden sich zu einem Erfahrungsaustausch zusammen, um den größten Fortschritt der technischen Entwicklung zu garantieren. Es ist nun besonders charakteristisch für alle die hierdurch erzielten Erfolge praktischer Gemeinschaftsarbeit, daß sie keineswegs unter Ausschaltung eines gesunden intellektuellen Wettbewerbs zustande gekommen sind. Im Gegenteil, für die Auswirkung schöpferischer Kräfte blieb und bleibt ein Spielraum, der im Ende Feld doch immer wieder dem Allgemeininteresse zugute kommen wird.

Die Fälle der sich zusammendrängenden Forschungsaufgaben gab der Eisenindustrie schließlich den Anstoß zur Schaffung eines gemeinsamen, zentralen Eisenforschungsinstituts, dessen Aufgabe es sein soll, wissenschaftliche Forschungen auf dem Gebiet von Eisen und Stahl zu fördern und den Werkstoff hinsichtlich Güte, Wirtschaftlichkeit und technischer Verwertbarkeit zu vervollkommen. Damit trat helfend neben die praktische Erfahrung des Hüttenmannes die planmäßig wissenschaftliche Forschung über Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeit des physikalischen und chemischen Geschehens bei der Stahlerzeugung. Der Verein deutscher Eisenhüttenleute leistete die schwierigen Vorarbeiten und schuf bereits 1920 in den Grundzügen das Kaiser-Wilhelm-Institut für Eisenforschung, das in die Zahl der Forschungsinstitute der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften eingereiht wurde. Nachdem das Institut bis jetzt behelfsmäßig in einer Werkstatt der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik untergebracht war, konnte in diesen Tagen der in den Jahren 1934 und 1935 durch den Opfermut der deutschen Stahlindustriellen errichtete schöne Zweckbau feierlich eingeweiht und bezogen werden.

Wochenende bei Hans Grimm.

Von Th. Engelmann in der „Berliner Börsen-Zeitung“.

Der nachstehende Aufsatz dürfte unseren Lesern eine willkommene Ergänzung zu der an anderer Stelle dieses Hefes gebrachten „Amerikanischen Rede“ von Hans Grimm sein.

Sie wollen gewiß zu Hans Grimms Klosterhaus wallfahren? — so meinte ein freundlicher Mitreisender auf der sommerlichen Fahrt durchs schöne Wesertal, als er mich in Bodensfelde den Zug verlassen sah. Ja, Hans Grimm wollte ich wohl besuchen: ob aber das alte Klosterhaus, das er bewohnt, noch immer die Wallfahrtsstätte ist, wie vor vier Jahren, da ich zuletzt dort Zeuge war, wie Menschen von nah und fern dorthin gepilgert kamen, um den Dichter von „Volk ohne Raum“ zu grüßen — dies freilich schien mir wenig wahrscheinlich. Sind es doch fast zehn Jahre, daß dort im Lippoldsberger Klosterhaus jenes deutsche Schicksalsbuch entstand, und ist doch dieses Jahrzehnt schier überreich erfüllt von den schweren Wehen eines werdenden, neuen Deutschland!

Und doch, kaum umfing mich nach dem heißen Reisetag die wohlige Kühle der uralten Klostermauern, da zeigte es sich, daß diese Stätte noch immer so anziehend wirkte wie damals und wie all diese bewegten Jahre hindurch. Noch immer hallt der Hof zwischen Kirche und Klosterhaus wider von dem kräftigen Gleichschritt marschierender Jugend, die den Dichter mit flatterndem Wimpel und Heilruf begrüßt; noch immer umschwärmen Durchwandernde Hof und Garten, um einen Blick auf das ihnen aus „Volk ohne Raum“ vertraute Dichterhaus und seinen Hausherrn zu erhaschen; noch immer bringt fast jeder Tag Besucher aus allen möglichen Gauen und Berufen, Menschen, die es treibt, Hans Grimm kennenzulernen.

Wie verschiedenartig nach Herkunft und Hantierung, Alter und Glauben diese Besucher sind, davon gibt das Gästebuch Kunde, dessen Einsicht mir auch diesmal wieder höchst interessant und aufschlußreich ist. Ganz zu Anfang, gleichsam richtunggebend für Grimms deutsches Denken und Streben, finde ich da die eigenwillig-sensitiven Schriftzüge Möllers von den Brück, der Grimm Freund und Förderer war. Aus der langen Reihe der Schriftsteller, die ihren Gästedank hier abstatten, erfreuen die immer wiederkehrenden, bald jugenhaft übermütigen, bald tiefempfundenen Verse des Volksdichters Hermann Claudius, dessen Schaffen Grimm so sehr schätzt und fördert. Es folgen Namen bekannter Politiker und Wirtschaftler, Künstler und Wissenschaftler — aber auch „Namenlose“, die als Suchende hierherkommen und stets Verständnis, nicht selten auch Erfüllung finden.

Über Hans Grimm und sein Lippoldsberger Klosterhaus ist ja schon so viel geschrieben worden, seit das kleine Weserdorf durch „Volk ohne Raum“ und seinen Dichter weit-, ja weltberühmt wurde. Noch jüngst las man allenthalben darüber — es war bei Gelegenheit der „Dichterwoche“, die dort statt fand und die nachgerade eine ständige, höchst begrüßungswerte Einrichtung geworden ist. Männer des deutschen Schrifttums, junge und ältere, treffen sich dort als Gäste von Hans Grimm, lesen in der dörflichen Öffentlichkeit aus ihren Werken — das Rednerpult steht im Hofe zwischen Kirche und Klosterhaus oder in dem zum Vortragssaal umgewandelten Kellergewölbe — und, was wohl das wichtigste ist, suchen sich auszusprechen und einander zu verstehen in den uns allen bewegenden deutschen Dingen.

So fand ich Hans Grimm, der lange Jahre hindurch unter dem quälenden Drucke der Nachkriegszeit ein Einzelgänger und fast weltfeindlicher Geistesmensch geworden war, in vielem erfreulich verändert wieder: fast so jugendlich leidenschaftlich, wie er damals in Südafrika zur Zeit des Burenkrieges Anteil an dem weltpolitischen Geschehen nahm, so wirkt und wirbt er auch jetzt durch Schrift und Wort, Rat und Vorbild für unser deutsches Schicksal. Und seine Stimme, die schon Hunderttausenden von Lesern von „Volk ohne Raum“ Vertrauen und Verheißung brachte, sie behielt durch all die Jahre hindurch ihren ernsten gewichtigen Klang, nicht nur in Dingen des Schrift- und Künftertums, sondern auch in vielen Fragen, die uns politisch und wirtschaftlich bewegen.

In diesem Sinne war es mir auch kaum überraschend, zu erfahren — Grimm selbst sprach nur wenig davon —, daß sein kommendes Buch, an dem er jetzt arbeitet, einen Stoff behandelt, dem zweifellos weltpolitische Bedeutung zukommt: Deutschlands Verhältnis zu England. Verstand ich recht, so wird darin an dem Schicksal eines braunschweigischen Völkchens, das zugleich in Deutschland und in England wurzelt, aufgezeigt, wieviel Gemeinames und Wesensgleiches den beiden Völkern eigen ist, und wie sie naturunvermeidlich berufen sind, durch ein Miteinandergehen unser Geschick zum Wohl der europäischen Welt zu gestalten.

Über das Thema „England“ Grimm sprechen zu hören, ist von besonderem Reiz. Beruht doch sein Wissen um Welt und Wesen des Britentums nicht nur auf gründlichen Kenntnissen, sondern vor allem auch auf vielseitigen, praktischen Lebenserfahrungen, die er — stets ein kluger und klarer Beobachter — als Kaufmann in England und Südafrika zu erwerben

Gelegenheit hatte. Besuche bei und von englischen Bekannten, dazu ein reger, geistiger Gedankenaustausch mit maßgebenden Männern haben und drüben, halten die Beziehungen lebendig und vertiefen sie. Und es ist eine vielverbreitete, irrige Ansicht, Hans Grimm sei ein Englandfeind oder gar Englandhasser. Sie scheint aus einer falschverstandenen Auffassung von „Volk ohne Raum“ herzurühren. Wie ja dies Buch seltsamerweise vielfach so mißverstanden wurde, daß Grimm mit einmal — allerdings kurz nach Erscheinen — schrieb, nur wenige schienen zu verstehen, was er mit dem Buche habe wirken wollen. Ich meine, wer richtig zu lesen versteht, der müsse fühlen, daß hinter vielem dort Gesagtem, was sich anscheinend gegen England richtet, doch die hohe Achtung vor dem Britentum steht, vielleicht sogar eine heimliche, verdrängte Liebe des durch England gekränkten und enttäuschten Deutschen!

Wie überhaupt so mancherlei Irriges über Hans Grimm gedacht und geschrieben wird — Beweis dafür, wie stark die Menschen sich mit ihm und seinem Werk befassen. So begegneten mir beispielsweise zahlreiche unter seinen Lesern, die Cornelius Frieboht, den Helden von „Volk ohne Raum“, wesensgleich erachten mit dem Dichter selbst. Mögen nun auch manche Züge den beiden besinnlichen, schwerelbigen und aufrechten Niedersachsen gemeinsam sein, so ist doch ein weitgehender Unterschied zwischen dem schlichten Handwerker Frieboht und dem aus allem Gelehrtengeschlecht kommenden Geistesmenschen Grimm, dessen Kaufmannsjahre doch nur ein Umweg waren zu seiner eigentlichen dichterischen Berufung. Auch ist die Meinung irrig, Grimms Afrikaerfahrungen bezögen sich auf Südwest. Nein, dieses Land kennt er — allerdings erstaunlich eindringlich — nur aus kürzerem Aufenthalt und Studium dort; wogegen seine Kenntnis von Briten und Buren und Schwarzen zumeist den langen Jahren entstammt, die er als Kaufmann im damals britischen Südafrika tätig war. Wie es deshalb auch falsch ist, Grimm schlechthin als „Kolonialdichter“ kennzeichnen zu wollen. All dies zu wissen ist nicht unwichtig, will man Hans Grimms Einstellung zu vielen Fragen der deutschen und der Weltpolitik richtig verstehen.

Hierzu gehört vielleicht auch seine Teilnahme am Weltkrieg. Als beim gemeinsamen Mittagmahl im Familienkreis die Rede darauf kam, erzählte der Hausherr in launischer, selbst-ironisierender Weise von seiner Kriegsausbildung und Tätigkeit als alter, ungedienter Richtkanonier, und wie er da als „Einäugiger“ (sein anderes Auge ist sehblind) unter den „Blinden“ — also den noch weniger kriegerischen Landsturmvätern — gleichsam König war! Wie tiefinnerst Grimm den Krieg erlebt und wie dieses Erleben sein Fühlen und Schaffen erschütternd beeinflusst hat, das wissen wir ja zur Genüge.

Am Abend sitzen wir noch lange bei guten Gesprächen beisammen. Fast so wie damals, vor mehr als drei Jahrzehnten, in dem südafrikanischen Farmhäuschen aus „Volk ohne Raum“, wo wir Wohnkameraden waren; damals beide noch junge Kaufleute — heute dem händlerischen Berufe abtrünnig geworden, aber der sonnigen Jahre dort draußen mit wehmütiger Freude gedenkend. Vieles ist zu bedenken, manches braucht nur angedeutet zu werden, man versteht sich und spricht sich auch schweigend aus. Und wiederum freue ich mich, festzustellen, daß Grimm, seit wir zuletzt hier saßen, sehr viel mehr Fühlen mit den Menschen und Geschehnissen unserer Zeit gewonnen hat, daß er sich der ihm gewordenen Aufgabe, geistig und damit auch politisch am neuen Deutschland mitzuarbeiten, mit starkem, aufrechten Verantwortungsgefühl unterzieht. Hinter dieser deutschen Pflicht muß seine eigentliche dichterische Arbeit zurücktreten — ein oft harter Verzicht, zumal doch all sein Dichten und Denken Dienst an seinem Volke ist!

So ist auch das Ausbleiben des längst erwarteten großen Romans nach „Volk ohne Raum“ zu verstehen: nicht etwa, wie manche meinen mögen, als Nachlassen oder Versagen seines dichterischen Könnens, das sich in dem ersten großen Werke erschöpft habe; oder gar ein bewußtes Verfeiten angesichts der großen Aufgaben unserer Zeit. Nein, gerade sein persönliches, rücksichtsloses Sicheinsetzen für das Ganze, diese oft schwere Pflicht und Opferung eigener Wünsche und Ziele, dies allein ist es, was ihn abhält, seinem Dichterwege so nachzugehen, wie er es möchte und müßte, und wie es seine große Gemeinde fast ungeduldig von ihm erwartet!

Am Ende unserer langen Unterhaltung bemerkt Grimm, es sei gerade offiziell bei ihm angefragt worden, ob er bereit sei, in Newyork zur Zweihundertfünfzigjahrfeier der ersten großen deutschen Einwanderung für Deutschland die Festansprache zu halten — was ich, nach meiner Kenntnis der Vereinigten Staaten, dazu meine. „Unter allen Umständen sofort zuzusagen!“ — war meine eifrige, ja drängende Antwort. Daß Grimm inzwischen diese bedeutsame Aufgabe übernommen hat, wird wohl allseitig freudig begrüßt werden: denn wir haben wohl niemanden in Deutschland, der geeigneter wäre, das deutsche Schrifttum und damit das geistige Deutschland so würdig zu vertreten wie Hans Grimm, der wahrhaft deutsche Dichter, der aufrechte Patriot, der erfahrene Auslandskenner, der begnadete Schöpfer von „Volk ohne Raum“!

Weißt Du? Willst Du? Kannst Du?... Dann tue es sofort!

Weißt Du,

daß es im brasilianischen Urwald deutsche Schulen gibt, die sich bemühen, die zweite, dritte und vierte Generation deutscher Auswanderer, denen einst die Heimat zu eng wurde, trotz allem in deutschem Geiste zu erziehen?

Weißt Du,

daß deutsche Lehrkräfte, beseelt und durchdrungen von der Erkenntnis, daß es heute mehr denn je gilt, den deutschen Gedanken in der Welt nachhaltig und überzeugungstreu zu vertreten, nicht nur im brasilianischen Urwald, sondern überall auf dem Erdball — ganz gleich, wo Dein Zeigefinger auf dem Globus hintippt — sich für diese Erkenntnis täglich und stündlich einsetzen?

Willst Du

hinter diesem selbstlosen Wirken, das seine immer wieder aufflammende Kraft aus dem unerschütterlichen Glauben an das Recht der deutschen Sendung schöpft, zurückstehen?

Du kannst

zu Deinem bescheidenen Teile und wirkungsmäßig viel stärker, als Du selbst glaubst, dazu beitragen, indem Du in Deinem Bücherschrank oder auf dem Speicher Umschau hältst nach guten, wertvollen Büchern und Zeitschriften, die für Dich ihren unmittelbaren Wert verloren haben, sei es, daß Du keine Zeit mehr findest, Dich ihnen zu widmen, oder daß Du sie in- und auswendig so hinreichend kennst, um auf sie um eines höheren Zweckes willen verzichten zu können.

Das Deutsche Auslandinstitut, Stuttgart

dankt für jedes Blatt, das von gutem deutschem Geist kündet, um es den sehnlichst darauf wartenden deutschen Volksgenossen diesseits und jenseits der Meere in die Hand zu drücken mit der niemals echolosen Bitte: Nimm und lies!

Das Deutsche Auslandinstitut

ist eine selbstlose und damit eine wirklich „deutsche“ Einrichtung im Sinne des Wortes: „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun!“

Willst Du

als Einzelwesen hinter einer „Einrichtung“ an gutem Willen und herzhaftem Vollbringen zurückstehen?

Überall diesseits und jenseits der Meere leben Millionen von Deutschen und Deutschbürtigen, die nach dem guten deutschen Wort stärker hungern, als Du es Dir überhaupt vorstellen kannst.

Kannst und willst Du dazu beitragen, den Hunger zu stillen?

Dann tue es sofort, aber...

schicke verdauliche, das heißt beste deutsche geistige Nahrung an das Deutsche Auslandinstitut, Haus des Deutschtums, Stuttgart, das dafür bürgt, daß Deine Gaben mit all den anderen Spenden in den gewaltigen Behälter des guten Willens münden, um von dort in alle Welt verteilt zu werden als mehr oder minder großer Beitrag zur Stärkung des deutschen Gedankens in der Welt.

Die „Sieben Kurfürsten“.

Aus der „Koralle“, Berlin.

Es handelt sich in folgendem um die Schilderung eines interessanten Versuches, die durch Erbteilung entstandene Zersplitterung des Grundbesitzes auf dem Wege einer genossenschaftlichen Nutzung auszugleichen. Dieses Vorgehen hat mit kommunistischen Grundsätzen nichts zu tun, sondern geht im Kern auf die altgermanische Bauernverfassung — wie sie in der Marktgenossenschaft und der Allmende zum Ausdruck kommt — zurück.

Hohenheim bei Stuttgart heißt eine der tätigsten landwirtschaftlichen Hochschulen Deutschlands. Männer von Welttruf haben dort gearbeitet. Heutzutage sorgt Münzinger, der kleine Professor mit dem kahlen Bauernschädel, dafür, daß Hohenheim als Stätte des Vormarschs nicht

vergessen wird. Ein echter Schwabe ist Münzinger, Eigensinn und Zähigkeit vereint er mit Unerfrodenheit und einem warmen Herzen. „Die Bauernweiber“, hat er zeit seines Lebens bekannt, „die dauern mich. Jahraus, jahrein plagen sie sich von früh viere bis in die Nacht. Mit vierzig sind sie alt und von der Last der Arbeit gebeugt.“

Viele Jahre zerbrach der schwäbische Professor sich den Kopf, wie das Los der Bauernfrau zu erleichtern sei. Als er glaubte, daß er die Lösung gefunden habe, zog er aus, um ein Dorf zu finden, das zum Umbau nach seinen ureigenen Ideen geeignet wäre. Und eines Tages fand er es unweit Biberach, im Moränenschutt, sechshundert und mehr Meter über Meereshöhe; ein Weiler namens Häusern. Münzinger hatte nicht weniger im

Sinn, als uralte germanische Dorfsitten mit neuesten Methoden des Maschinenzeitalters derart zu verschmelzen, daß Goethes Herenimaleins Wahrheit würde. Aus Feldern mancher Herren wollte er eines machen, und doch sollte jeder sein eigen Land und seine eigene Kasse behalten und — vor allem! — seinen eigenen Ehrgeiz und den unüberwindlichen Bauernstolz. Die großen Bauern und Landwirte des deutschen Nordens und Ostens fahren mit Maschinen und Traktoren und vielschichtigen Pflügen über ihre Ländereien hin und bestellen und ernten große Flächen mit wenig Aufwand von Zeit und Geld.

Dagegen im Süden und Westen! Immer wieder sind die Felder und Wiesen dank der unseligen Sitte der Erbteilung zerrissen worden. Die Bauernwirtschaften sind klein, und ihr Besitz teilt sich außerdem in oft Hunderte kleiner und kleinster Feldstücken, auf denen manchmal der Pflug öfter gewendet werden muß, als einer bis tausend zählt. Dazu liegen sie in alle Himmelsrichtungen verstreut.

Häufeln war der richtige Weiler für den Versuch, ein lebendiges Beispiel dafür zu geben, daß Gemein Sinn Segen stiftet. Verbesserte und einträglichere Feldwirtschaft hieß das Ziel und vielleicht noch mehr: Arbeits- erleichterung für die geplagte Bauersfrau. Die Bauern von Häufeln — ihres eigenwilligen Wesens wegen seit Generationen die „Sieben Kurfürsten“ geheißenen — waren gewisste Schwaben. Mit ihnen mußte es dem Schwaben Münzinger gelingen, der genau einer von ihrer Art war.

Münzinger mag ihnen im Anfang ungefähr gesagt haben: „Ihr Bauern, so geht es nimmer weiter mit euch. Ihr macht immer neue Schulden, weil ihr miserables Korn baut, das man euch kaum besser als Hinterkorn bezahlt. Auf überflüssig vielen Rainen und Wegen fahrt ihr viel zübel mit Pferden umher. Die fressen euch nicht nur allen Hafer auf, sie kosten euch auch eines Tages das Dach über dem Kopf. Freilich, freilich! Bei euch hier oben ist der Sommer spät und schnell vorbei. Frühling habt ihr überhaupt keinen. Ihr müßt euch mit der Arbeit späten und braucht viel Pferde- kraft für wenige Tage. Den Rest des Jahres stehen sie unbewegt im Stall, fressen euch arm und werden dämpfig dabei. Ihr braucht Maschinen statt Pferde. Ein Traktor muß her. Für den einzelnen ist er viel zu teuer. So ein Stück muß ausgenutzt werden. Ich mache euch einen Vorschlag. Das Reichskuratorium für Technik in der Landwirtschaft borgt euch kostenlos eine Menge Maschinen. Ich zeige euch, wie ihr damit arbeitet. Wenn euch die Sache nach drei Jahren gefallen hat, dann kauft ihr zu einem Spottpreis die Maschinen, gründet eine Genossenschaft und macht allein weiter. Jetzt wollen wir mal auf eure Felder gehen. Wir machen eine „Sturbegehung“. Da ist ein Plan von eurem Dorf, wie es werden soll und wie ihr dann zu arbeiten habt. Ihr sollt nämlich mit eurem Traktor alle Felder auf einmal pflügen, eggen und ansäen, als ob es dazwischen keine Grenze gäbe. Die Raine und Wege ackern wir zum größten Teil mit unter. Da muß was anderes drauf wachsen als das Unkraut, das euch jedes Getreide so versaut, daß es als Hinterkorn bezahlt wird. Dazu bauen wir nur eine bewährte Sorte, die auf dem Gemeindefaacker gezüchtet wird, so daß nicht mehr des einen Hederich den Acker des andern verunkrautet. So etwas haben wir ja in Württemberg immer gehabt. Wenn alles aufgegangen ist, dann sticht jeder für sich Disteln, hackt und häufelt auf seinem eigenen Stück Feld. Bis zur Ernte ist jeder sein eigener Kurfürst. Bei der Ernte kommt erst wieder der Traktor raus, und dann geht es ohne Grenzen querfeldern und im Handumdrehen wird alles runtergemäht, als wärt ihr große Herren mit zehntausend Morgen.“

Die „Sieben Kurfürsten“ wagten es. Die Nachbargemeinden freilich wollten sich totladen...

Es dauerte ein Jahr, da wurden die Bauernweiber der Umgegend zuerst hellhörig, machten ihren Männern die Köpfe heiß und sagten: „Die Weiber von Häufeln haben den Himmel auf Erden.“ So herrlich hatten die Gepriesenen es zwar nicht, aber: „Unser Waschtage“, sagen sie einen immer wieder, „war früher unser Schreckgespenst. Zwei Zentner Wäsche mit der Hand waschen, bedenken Sie einmal! Jetzt ist das Waschen ein Fest. Alles geht elektrisch, und im Gemeinschaftshaus wird geschwätzt und gelacht, weil die Maschine alles macht. Mit dem Backen ist es auch so. Wir haben eine Knetmaschine und den Backofen, auch alles elektrisch. Das Backen ist teuer, aber für unser Dorf brauchen wir bloß zwei Tage in der Woche. Die andern vier Tage bäckt eins von unsern Mädle für auswärtige Kunden. Und unsere Männer baden alle Tage. Bei uns riecht keiner nach dem Stall.“

Alles ist eine Führerfrage. In Häufeln scheint sie gelöst zu sein. Im Herbst und im Frühjahr geht es alle Mann zur Sturbegehung mit dem Bestellplan in der Hand. Da gibt es Krach und Uneinigkeit die Menge, bis der Führer sein Machtwort spricht. Ein Bauersohn ist Traktorführer, ein geschickter, tüchtiger und begeisterter Mensch. Er bestimmt die Reihenfolge der Arbeiten und setzt sich prächtig durch. Wären sie vierzig Bauern und nicht sieben, so würden die Maschinen erst ausgenutzt. So wie die Dinge stehen, kommen sie nur billig weg, weil sie fast alles geschenkt erhalten haben.

Das Paradestück ist die Dosenverschlußmaschine zum Konservieren von Frischfleisch. Den ganzen Sommer Vöckelfleisch, das verträgt kein Magen, das Blut wird davon dick. Also muß die Bäuerin Frischfleisch kaufen gehen. In Häufeln hat sie das nicht nötig. Im ersten Jahr, 1930, kamen sie zu Hunderten aus der Nachbarschaft, um sich die Schweine einwickeln zu lassen. Im folgenden Jahr hatten 35 Nachbargemeinden die Maschine angeschafft, im dritten Jahr waren es 92.

Seit dem 20. April 1934 arbeiten die Sieben als „Bäuerliche Ma-

schinengenossenschaft Häufeln“. Für die Epamme ihres Lebens gedenken sie sich nicht mehr zu trennen. Aus dem Kreis ihrer Familien ist je eine Aufsichtsperson für die Feldmaschinen, für Bäckerei- und Badeeinrichtung, für die Wäscherei, für Getreidereinigung und für die Fleischkonservierungs- anlage bestellt. Sie hat die Verteilung der Maschinen vorzunehmen, ihre Benutzung und Reinigung zu überwachen, und in jeder Verlesung sein Amt mit Eifer und Energie gegenüber den nicht ausbleibenden eigennützigen Wünschen und Beschwerden. Häufeln ist nicht reich dabei geworden, dafür können vor allem die Bauern sich zu schwer von überflüssigen Pferden trennen. Die Zahl der Pferde bestimmt nun einmal den bäuerlichen Rang. Doch einen Triumph hat der Hohenheimer Professor Münzinger schon erzielt. Ein Bauer, ein fremder, zugezogener hatte sich zuerst ausgeschossen. Nunmehr hat er gebeten, mitmachen zu dürfen, allein käme er mit allen Fortgeschrittenen nicht mehr mit. Er ist der achte Kurfürst geworden.

Die Wahrheit über den „Kater“.

Aus einem Aufsatz von Jerome W. Ephraim in „The American Mercury“, New York.

Was geschieht, physiologisch gesehen, wenn man einen Cocktail trinkt? Vor allem vermehrt der Cocktail die Absonderung des Mundes und des Magens. Er regt nebenbei den Appetit an. Das Wichtigste aber ist, daß die Aufsaugung des Alkohols durch das Blut fast unmittelbar beginnt (die meisten anderen Nahrungsmittel werden erst aufgesogen, nachdem ein verwickelter Verdauungsprozeß stattgefunden hat). Das Blut führt den Alkohol allen Organen und Geweben des Körpers zu. Diese Aufsaugung geht rasch vor sich, und hieraus erklärt sich, weshalb der ganze Körper unter der Wirkung des Alkohols steht.

Im Gegensatz zu der raschen Aufsaugung steht die langsame Ausscheidung. Eine kleine Menge wird durch die Lungen, die Nieren und die Haut ausgeschieden, aber 95 Prozent oder mehr werden durch Oxidation oder Verbrennung im Körper entfernt. Bei diesem Vorgang setzt der Alkohol, genau wie andere Nahrungsmittel, Energie frei. Ueber das Maß der Ausscheidung sind viele Untersuchungen angestellt worden. Es ist anscheinend konstant, ganz gleich, wieviel man getrunken hat.

Während das genaue Maß noch etwas umstritten ist, ist man im allgemeinen darüber einig, daß es bei einem 150 Pfund schweren Menschen zehn Kubikzentimeter absoluten Alkohol die Stunde nicht überschreitet.

Nach Ansicht Dr. Marlands vom Städtischen Krankenhaus in Newark erklärt dies, warum der Katzenjammer den größten Teil des Tages braucht, um zu verfliegen. Da ein gewöhnliches Glas Whisky fast das Doppelte der Alkoholmenge enthält, die in einer Stunde ausgeschieden werden kann, ist es klar, warum eine Anhäufung eintritt. Wenn also ein trinkfreudiger Herr im Laufe eines langen Abends einen halben Liter Whisky oder eine entsprechende Menge Alkohol in sich hineingießt, benötigt der Körper zwanzig Stunden, um sich von dieser Menge zu befreien. Bei einem dicken Menschen würde die Zeit etwas kürzer, bei einem schwächtigen länger sein.

Wichtig für die Verhütung des Katers ist also, daß man die Menge berechnet, die innerhalb einer normalerweise verfügbaren Zeit wirklich ausgeschieden werden kann. Wenn die Festlichkeit um sieben Uhr abends anfängt, kann man diese Zeitpanne wohl auf etwa zwölf Stunden festsetzen, vorausgesetzt, daß der Feiernde nicht zu den müßigen Reichen oder den müßigen Armen gehört. Welche Getränkmenge würde demnach zulässig sein? Eine kleine Rechnung zeigt, daß der Körper in zwölf Stunden normalerweise folgendes zu ordnieren vermag: sechs Glas Whisky (etwa 225 Gramm) oder eine Flasche leichten Weins oder acht Flaschen Bier.

Nun soll aber nicht behauptet werden, daß bei Genuß dieser Menge keine Nachwirkungen auftreten. Was der einzelne verträgt, ist sehr verschieden. Aber man darf darauf hinweisen, daß viele Menschen in romanischen Ländern jeden Tag ihres Lebens durchschnittlich einen Liter Wein ohne erkennbare üble Wirkungen zu sich nehmen. Da jedes Gramm Alkohol etwa sieben Kalorien liefert, schätzt man, daß diese Menschen aus ihrer täglichen Weinration etwa 500 Kalorien, also ein Fünftel ihres Tagesbedarfs, ziehen. Wo der Wein billig ist, ist der Alkohol ein wohlfeiles Nahrungsmittel. Wir beschäftigen uns hier jedoch nicht mit der Frage des Alkohols als Bestandteil der täglichen Nahrung. Es ist klar, daß Mittel gegen den Katzenjammer so lange mehr oder minder unwirksam sind, als noch eine große Anhäufung unordneter Alkohols im Organismus zurückgeblieben ist.

Ein anderer Punkt bei der Verhütung des Katers ist die Verdünnung, sei es mit Selterwasser, Ginger-Ale oder reinem Wasser. Wasser tut dem Organismus immer gut und kann dazu beitragen, Giftwirkungen „fortzuschwemmen“. Essen ist auch gut, da es die Aufsaugung des Alkohols durch das Blut verzögern hilft. Milch und Fette sind zu diesem Zweck ausgezeichnet.

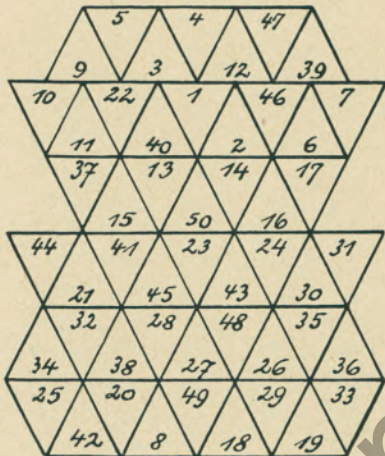
Verdünnung ist auf alle Fälle vorteilhaft, ausgenommen vielleicht bei einem feinen Brandy, der zweckmäßig am Schlusse einer Mahlzeit genossen wird. Wenn Alkohol in einer Konzentration von fünfzig Prozent oder mehr (vollwertiger Whisky ist fünfzigprozentig) eingenommen wird, neigt er entschieden dazu, die Magenschleimhaut zu reizen. Getränke mit zwanzig oder weniger Prozent Alkoholgehalt — dazu gehören Weine und alle Biere — sollen frei von jeder unmittelbaren schädigenden Wirkung dieser Art sein. Beachtenswert ist, daß die meisten Cocktails etwa dreißig Prozent Alkohol enthalten.

Der Nussknocker

Geheimschrift rätsel.

Schlüsselwörter: 1. = Deutsches Land,
 2. = Becher, 3. = Verräter, 4. = Wochentag.

Worträtsel.



a-a-a-c-c-c-d-d-d-d-e-e-e-e-e-e-e-e-e-e-e
 g-h-h-i-i-i-l-l-m-n-n-n-n-n-n-n-n-r-r-r-r
 r-r-s-s-t-t-t-t-u-v-v-z-z-z.

Aus obigen Buchstaben sind Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden. Die Buchstaben entsprechen je einer Ziffer und sind in die betreffenden Nummerfelder der Figur einzutragen. Nach richtiger Lösung ergeben die waagerechten Buchstabenreihen, hintereinander gelesen, einen Spruch. Der Spruch sowie die zu erratenden Wörter enthalten die gleichen Buchstaben in gleicher Anzahl.

Die Wörter bedeuten: 1 2 3 nicht geräumig, 4 5 6 7 8 mittelalterlicher Dichter, 9 10 11 12 13 14 Bekleidungsstück, 15 16 17 18 19 20 Verwandter, 21 22 23 24 Paradies, 25 26 27 28 Zahl, 29 30 31 32 Metall, 33 34 35 36 37 Zeitabschnitt, 38 39 40 Tonart, 41 42 43 44 Pelzart, 45 46 47 Teil des Auges, 48 49 50 Artikel. S. B.

Viel Vergnügen!

Eine Herrengesellschaft will eine mehrtägige Reise unternehmen, die 800 RM. für alle Teilnehmer zusammen kostet. Jeder muß zu der Reise das Doppelte in Mark beisteuern, als die Zahl der Teilnehmer beträgt. Wieviel Herren unternehmen die Reise? W. J.

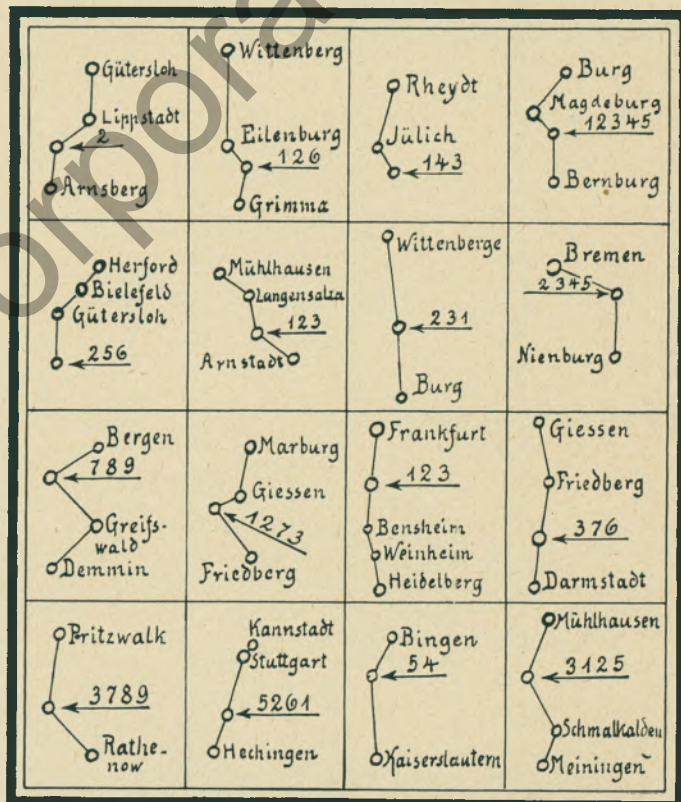
Streichung.

Gera - Cuhl - Wand - Hase - Zeit - Mais - Land - Arie - Topf - Lech - Lube - Rind - Erde - Ader - Habe - Jmsf.

Man streiche aus den Wörtern je zwei zusammenhängende Buchstaben und lese dann die Restbuchstaben fortlaufend, die ein Sprichwort ergeben müssen.

XII/45

Geographisches Lagerrätsel.



Aus der Lage zu ändern, benannten Städten soll der Name einer unbenannten Stadt gefunden werden. Auf diese zeigt ein Pfeil. Die Ziffern auf den Pfeilen bezeichnen die Buchstaben der gefundenen Namen, die, in der angegebenen Reihenfolge zusammengestellt, ein Zitat aus einem Gedichte von Höltz ergeben sollen. E. S.

Verschieberätsel.

Die Wörter: Georg, Reinheit, Kleie, Serie, Einnahme, Indien, Ackerland, Elisabeth, Irene, Sachwalter, Heilung, Kleinmann, Anstalt sind untereinanderzusetzen und seitlich so zu verschieben, daß zwei durch je zwei Buchstaben getrennte Buchstabenreihen den Namen (abgekürzt!) einer bedeutenden Bergwerks-gesellschaft und zweier Stammzweigen der Gesellschaft ergeben.

Weit über den Leserkreis hinaus . . .

wird unser Bestreben, „Das Werk“ immer mehr zu einer die wirtschaftlichen und kulturellen Fragen der Gegenwart erfassenden Rundschau auszubauen, von allen Seiten anerkannt.

In Deutschland . . .

Schleswiger Nachrichten. 22. Juli 1935. „Das Werk“ steht wohl einzig da inmitten der Fülle deutscher Zeitschriften. . . In Wort und Bild — beide von wundervoller deutscher Linie und weitem Blick — werden Beiträge von einer Eigenart geboten wie in keiner anderen deutschen Zeitschrift. Hervorragend redigiert, gibt „Das Werk“ in Wort und Bild einen abgerundeten und feingetönten Eindruck von der deutschen Zielstrebigkeit und der Verbundenheit deutscher Kultur und Technik. „Das Werk“ leistet die Arbeit eines hervorragenden Kulturpioniers, zumal es in mehr als 37 europäischen und überseeischen Ländern gelesen wird.

Hamburger Fremdenblatt. 30. August 1935. . . Wieder liegt ein halber Jahrgang dieser vorzüglichen deutschen Werkzeitschrift vor, die auch im Rahmen des gesamten deutschen Zeitschriftenwesens einen hohen Rang bekleidet. Aufsätze technischen, politischen, geographischen und kunsthistorischen Inhalts aus der Feder bedeutender Fachleute füllen die Hefte. Hervorragende Bildwiedergaben schmücken die Seiten. . . Jedem Heft ist zur Einleitung ein Ausspruch eines bedeutenden Mannes als Geleitwort vorangestellt. Die Auswahl dieser Vorprüfungen kennzeichnet am besten das hohe geistige Niveau, von dem aus diese Zeitschrift geleitet wird. . .

Rölnische Zeitung. 17. Februar 1935. „Das Werk“ wird auch in seinem 15. Jahrgang berechnete Erwartungen nicht enttäuschen. Daß das Niveau dieser Zeitschrift erheblich über dem Alltäglichen liegt, beweist das Januarheft in allen Stücken. Es steht fest in der Gegenwart und entwickelt sich kraftvoll der Zukunft entgegen; die vielgestaltigen Möglichkeiten des Lebens kommen hier zu ihrem Recht und ergeben ein abgerundetes Ganzes, einen klaren Spiegel der Zeit. Eben darin liegt seine Hauptkraft und der Unterschied zu vielen anderen Zeitschriften, die nur einen Teil vom großen Ganzen ergreifen. . . Nicht durch das Wort allein, auch durch die prachtvollen Lichtbilder erhält der Leser die lebendigste Anschauung von dem Wirken des heutigen Lebens.

Münchener Zeitung. 19. September 1935. . . „Das Werk“ ist eine Kulturzeitschrift im weitesten Sinne des Wortes, das will heißen: es betrachtet alle Lebensgebiete mit dem Auge des musischen Menschen und weiß die Erscheinungen des Alltags in die große Linie einer künstlerischen Lebensauffassung und Lebensführung hineinzustellen. Albert Schweitzer, Wilhelm von Humboldt, Johann Gottlieb Fichte, Eugen Diesel, das sind ein paar Namen aus der Reihe großer Männer, mit deren Gedanken der Herausgeber jeweils seine Hefte einleitet und von denen aus er auf die Themen des Tages übergeht. Der sorgfältigen, auf eine kulturell hohe Linie bedachten Auswahl der Themen entspricht das Herausgeber für Bilder. . . Es gibt nur ganz wenige Zeitschriften in Deutschland, die derartig sorgfältig sich um Bildmaterial bemühen und ihren Lesern wirklich nur das Beste aus dem überreichen photographischen Angebot vorzusetzen verstehen. „Das Werk“ ist ein Beispiel dafür, daß man über dem technischen Fortschritt die kulturelle Leistung nicht zu vergessen braucht.

Reichsrundfunkgesellschaft. Reichsfender Köln (Sendung vom 18. Februar 1935): Die im 15. Jahrgang erscheinende Zeitschrift „Das Werk“ . . . zählt in der bunten Vielfältigkeit ihres Inhaltes und der verantwortungsvollen Überlegenheit ihres kulturellen Wollens zu den maßgeblichsten und anregendsten Monatschriften. Erfreulich an ihr ist, daß sie trotz der Gebiegenheit und geistigen Weite ihres Inhaltes niemals die Grundlage einer gesunden Volkstümmlichkeit verläßt. Leser aller Schichten und Bildungsvoraussetzungen finden in jedem Heft wertvolle und unaufdringliche Belehrung aus allen heutigen Lebensgebieten und zugleich eine fördernde und geschmackvolle Unterhaltung. Daß eine Zeitschrift von solchen Qualitäten einen mit besonderer Liebe und viel Geschmack betreuten bildkünstlerischen Teil besitzt, versteht sich wohl von selbst. . .

Reichsrundfunkgesellschaft. Reichsfender Köln (Sendung vom 5. August 1935): Eine Zeitschrift, auf die wir wegen ihrer vollspädagogischen Bedeutsamkeit immer wieder hinweisen möchten, ist die Monatschrift der Vereinigten Stahlwerke „Das Werk“ . . .

Reichsrundfunkgesellschaft. Der deutsche Kurzwellenfender (Sendung vom 9. April 1935): Aus einem „Zwiegespräch über Zeitschriften“. H.: Wollen Sie nicht zum Schluß noch etwas besonders Eigenartiges aufzählen, ehe wir uns für heute von unseren Hörern verabschieden? Ha.: Das kann ich schon. Da ist die Zeitschrift „Das Werk“, die Monatschrift der Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft. Es wird manchen wundern, zu hören, daß eine große Eisenschmelzerei die Mühe macht, eine rein kulturelle Zeitschrift herauszugeben, und dazu noch von einer so ausgezeichneten Redaktion und Ausstattung. Die Zeitschrift ist nicht allein für die Werksangehörigen da, denen sie sicher ein unerföhliches Bindeglied zu ihrer Arbeitsstätte geworden ist, sondern sie hat sich im Laufe ihres vierzehnjährigen Bestehens einen Leserkreis in der ganzen Welt erobern können, aus dem ständig begeisterte Zuschriften kommen. Hier ist wirklich eine lebendige Brücke aus dem Herzen der deutschen Wirtschaft in die Welt geschlagen worden, deren werbender Wert nicht genug anerkannt werden kann. Daß eine solche Zeitschrift gerade aus der deutschen Industrie kommt, ist das, was für sie einzigartig und typisch ist. Man hat das Gefühl: hier trägt die Technik eine kleine Schuld an das Leben ab; und das schafft der Zeitschrift eine größere Aufnahmebereitschaft, als wenn sie von einem Kunstverleger oder einer Kulturorganisation käme. Man muß diese Zeitschrift sehen, man kann sie hier nicht so beschreiben, wie es nötig ist.

. . . und im Ausland

Deutsche La-Plata-Zeitung, Buenos Aires: 17. März 1935. . . Wir hatten schon mehrfach Gelegenheit, auf diese ganz ausgezeichnete Zeitschrift, die weit über das Niveau der sonstigen Werkzeitschriften hinaustragt, hinzuweisen. . .

Der Landbote (Banat, Rumänien): 29. September 1935. Der Inhalt des Heftes ist Leben, ist Begeisterung und anregend, um sein eigenes Volkstum lieb zu gewinnen, und insbesondere damit jeder deutsche Volksgenosse mit vollem Recht auf den Umstand stolz sein könne, sich als Glied der großen deutschen Nation zu bekennen. Es greift dem unerschrockenen Kämpfer im Auslande in sein Tiefinneres, wenn er seine völkische Aufbauarbeit, die er entfernt vom Mutterlande im Interesse der großen deutschen Volksgemeinschaft leistet, richtig gewertet und gewürdigt sieht. . . „Das Werk“ können wir jedem unserer Volksgenossen aufs wärmste empfehlen.

„Ilva“ Alti Forni e Acciaierie d'Italia: Genua, 17. Juli 1935. Via Corsica, 4.
Ufficio Biblioteca

Unter der Flut in- und ausländischer Bücher, Zeitungen, Zeit- und Propagandaschriften wissenschaftlichen, technischen, wirtschaftlichen, politischen und unterhaltenden Inhaltes, die uns berufsmäßig als Büchereileiter des größten italienischen Hüttenkonzerns Jahr und Tag unter die Augen kommen, ist uns „Das Werk“ immer wieder eine große reine Freude. Der Charakter dieser Zeitschrift ist so einzigartig und ihr Inhalt so gediegen und vielseitig interessant, daß wir sie ungeduldig zur Seite legen, um in der Mußezeit sie ganz eingehend durchzulesen, bevor wir sie anderen berufeneren Stellen zuleiten. Wenn nur noch einige wenige Zeitschriften nach diesen hohen, gediegenen und unmittelbar fürs Leben praktischen Richtlinien aufgemacht wären, könnten eine Anzahl wertvoller Literaturzeugnisse mit ungeheurer Papier- und Zeiterparnis für Verfasser und Leser angenehm entbehrt werden. Für das große Maß interessanter, praktischer und wissenschaftlicher Kenntnisse und die gediegene Unterhaltung, die uns „Das Werk“ in jeder Nummer bietet, möchten wir Ihnen hier einmal von Herzen danken!

Die Batavische Krammel

enthaltend die buntesten im vereinsamen Monat
eingefassten Spottwörter



Begegnung.

Kaptn Plugmann sog an seinem Grog und vertellte weiter:
„... dann kamen wir nach Batavia, fast die ganze Mannschaft malaria-
krank, und wollten Sopra einnehmen...“
„Nanu!“ unterbricht da Tante Karoline aus Zittau:
„Sopra gähen Malaria? Unn ich dachde, des wäre 'ne güwdche
Brillenschlange!“ (Die Koralle.)

„Es ist eine Schande mit dir!“ schalt der Vater. „Sieh Meiers Emil
an — er ist genau so alt wie du und zwei Klassen höher! Schämst du dich
denn gar nicht vor ihm?“
„Nee!“ sagte Fritz kühl, „da kann der doch auch nich für! Bei dem ist's
auch man bloß Bererbung!“ (Illustrierter Beobachter.)

„Warum nennt denn Hans seine Freundin immer ‚mein kleines Osterei‘?“
„Weil sie so hartgefotten und angemalt ist.“
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

In der Dorfschule herrschte große Aufregung: Der Herr Schulrat sollte
kommen. Um recht gut abzuschneiden, hatte die Lehrerin mit den Kleinsten
schon die Fragen besprochen, die an die Reihe kommen würden. Die Ant-
worten hatten sie auswendig gelernt, es klappte alles großartig. Bis der
hohe Herr mit einemmal anfing, selber Fragen zu stellen. Das stand nun
gar nicht im Programm.

Als er Karlchen, den Elfjährigen, in der Religionsprüfung fragte:
„Was heißt das, Gott fürchten, mein Kind?“ Da erhielt er die Antwort:
„Das weiß ich nich, Herr Schaulroot. Der, wo Gott fürchtet, fehlt hüt
moargen!“ (Koralle.)

Badisches.

Im Manöver. Der Hauptmann kommt aufgeregt angesprengt. „Hen
der scho g'lade?“ — Der Leutnant (Norddeutscher) in strammer Haltung:
„Zu Befehl: Bedauere — Schokolade besitzen wir leider nicht!“
(Berliner Illustrierte.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf.
Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Strasse 69.
Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 10211, Fernverkehr 10231. — D. M. 8500.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Strasse 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher
Bezugspreis (12 Hefte) 8 M., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exem-
plare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nach-
geliefert. — Für unbenutzte eingegangene Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.

Bestellen Sie rechtzeitig

Einbanddecken und Sammelmappen

Die Preise betragen für eine

Einbanddecke in braunem Ganzleinen RM. 1,—
" " " Halbleder " 1,75

Die für Geschenkw Zwecke besonders geeigneten

**Einbanddecken in dunkelgrünem, farbechten
Indanthrenleinen mit Titel in Golddruck kosten**
in dunkelgrünem Ganzleinen RM. 1,20
in Halbleder (dunkelgrüner Leinendeckel, abgetönter grüner Lederrücken und Lederecken)
RM. 1,90

**Sammelmappen, geeignet zum Aufbewahren älterer
Jahrgänge sowie für den Januar 1936 beginnenden
neuen Jahrgang:**

Die unter Verwendung von lichtbeständigem Indanthrenleinen hergestellten Mappen sind in einem dunkelgrünen Farbton gehalten und zeigen auf der Deckelseite in Golddruck die Aufschrift „Das Werk“ ohne Jahreszahl. Die Mappen veralten daher nicht und sind nach Abschluß eines Jahrganges stets von neuem zu verwenden. Die Mappen sind in zwei Ausführungen erhältlich.

Halbleinen: Leinenrücken und -ecken, Einschlagleisten aus biegsamem Karton
RM. 1,—

Ganzleinen: Besonders starke, dauerhafte Ausführung, Einschlagleisten aus doppelter Leinendecke mit festem Kartontvorstoß und Randverschnürung RM. 1,75

Zu den vorgenannten Preisen treten bei Postversand die Selbstkosten für Porto und Verpackung.

Bestellungen nehmen alle Verteilungsstellen der Zeitschrift entgegen.

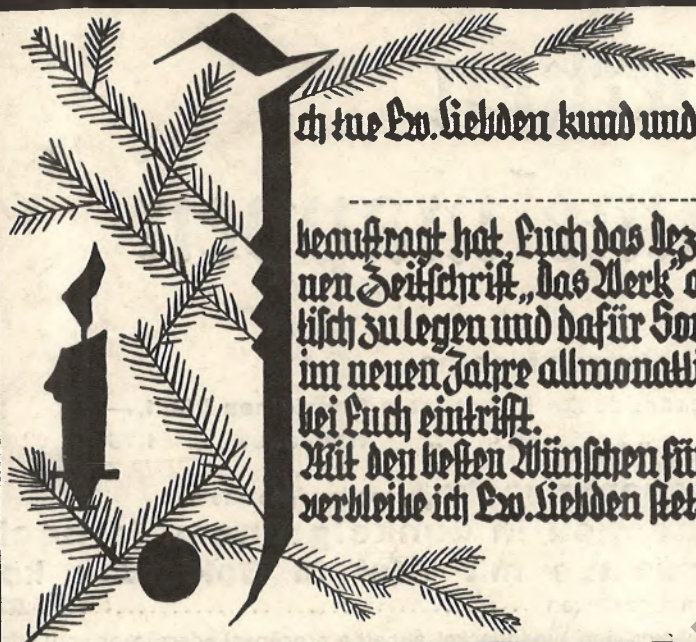
Bei Postbezug oder Auslieferung durch den Buchhandel sind Bestellungen auf Decken unmittelbar an die Schriftleitung Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 69, zu richten.

Das 10 Seiten starke Inhaltsverzeichnis für den Jahrgang 1935

ist gesondert zum Preise von 25 Pf. durch die Verteilungsstellen oder gegen Voreinsendung von 35 Pf. in Briefmarken unmittelbar durch die Schriftleitung Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 69, zu beziehen. Den Einbanddecken wird das Inhaltsverzeichnis unberechnet beigelegt.

Einbanddecken für ältere Jahrgänge

Zahlreiche im Laufe des letzten Jahres eingegangene Bestellungen auf Einbanddecken für ältere Jahrgänge konnten nicht erledigt werden, da der Bestand restlos vergriffen war. Dem dringenden Wunsche langjähriger „Werk“-Leser entsprechend, haben wir eine Anzahl Einbanddecken in Ganzleinen (grün) ohne Jahreszahl anfertigen lassen, die zum Einbinden der Jahrgänge 1925/26, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931, 1932 und 1933 verwandt werden können. Außerdem sind zur Zeit noch vorhanden einige grüne Ganzleinendecken mit Aufdruck für die Jahrgänge 1932 und 1933.



Ich tue Ew. Liebden kund und zu wissen, daß mich

beauftragt hat, Euch das Dezemberheft der schönen Zeitschrift „Das Werk“ auf den Weihnachtstisch zu legen und dafür Sorge zu tragen, daß im neuen Jahre allmonatlich ein Heft pünktlich bei Euch eintrifft.

Mit den besten Wünschen für ein gesegnetes Fest verbleibe ich Ew. Liebden stets wohlgeneigter
Weihnachtsmann
gez.: Ruprecht.

Suchen Sie ein Weihnachtsgeschenk?

Freude zu bereiten mit einer sinnvollen Weihnachtsgabe ist sicherlich Ihr sehnlichster Wunsch.

Denken Sie an die Stunden der Zerstreuung, Belehrung und Erhebung, die Ihnen „Das Werk“ geschenkt hat und beim Durchblättern immer wieder schenkt, und

Schenken Sie „Das Werk“!

Den Wert dieser Weihnachtsgabe können Sie am besten beurteilen, um zu wissen, ob die Freude des Beschenkten so groß sein wird, wie Sie es selbst wünschen.

Eine Postkarte mit genauer Anschrift des Absenders, des Empfängers und der Erklärung, daß der Jahresbezugspreis von 8 RM. zuzüglich 72 Pf. Bestellgebühr gleichzeitig auf das Postscheckkonto der Vereinigten Stahlwerke, Köln Nr. 76210, mit entsprechendem Abschnittsvermerk überwiesen ist, genügt.

Wir übernehmen alles Weitere, nämlich die Verpflichtung — außer der Gewähr für regelmäßige Zustellung des Jahrganges 1936 in einem Schutzumschlag — der kostenlosen Zustellung des Dezemberheftes 1935 mit obenstehender, von Künstlerhand entworfener Begleitkarte.

Bestellungen, die bis zum 23. Dezember bei uns einlaufen, werden bestimmt vor Weihnachten erledigt. Alle Sendungen werden nach Möglichkeit so zum Versand gebracht, daß sie am 24. Dezember d. J. in die Hände der Beschenkten gelangen.